

München von A bis Z

Eine Zusammenstellung auf der Basis von Beiträgen in der Süddeutschen Zeitung

von Mitarbeitern des SZ-Archivs: Cornelius Esau, Andreas Holderried, Dr. Alexander Holthaus, Michael Langgärtner und Andreas Vogt

A wie Architektur

München leuchtet. Es war Thomas Mann, der München eines der berühmtesten Zitate über die Stadt geschenkt hat. „München leuchtete“, so beginnt Thomas Manns Novelle „Gladius Dei“ aus dem Jahr 1902 lapidar. Und dann folgen diese Sätze: „Über den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide ...“ Doch „verklärt“ wird München in dieser Novelle nicht. In „Gladius Dei“ gibt es den Glanz der Kunststadt, aber auch die Kritik an einer Haltung, die sich mit dem Dekorativen begnügt, den Nachbildungen und Kopien.

Ein Hang zum schönen Schein wird München nachgesagt. Seit je liebt man hier die Maskerade, was auch dem Bildhauer Hermann Obrist aufgefallen ist, der 1902 schrieb, München sei ein „Dauerkostümfest“. Obrist spielte damit auf die Architektur an, und fraglos hatte er die Prachtbauten König Ludwigs I. im Sinn, die mal im florentinischen, mal im antiken Gewand posieren.

München, das ist Kulissen-Glamour aus dem 19. Jahrhundert – ein oft gehörtes Vorurteil. Keine andere Großstadt Deutschlands ist so markant von den Bauten ihres ehemaligen Fürstenhauses geprägt wie München, das von den Wittelsbachern so reich mit fürstlichen Stiftungen, mit Schloss-, Kirchen- und Klosterbauten, Museen, Bildungsanstalten, Plätzen und Gartenanlagen beschenkt wurde. Als Bayern 1806 Königreich wurde, musste in der noch mittelalterlich anmutenden Stadt plötzlich europäische Bedeutung simuliert werden. Die Baumeister Carl von Fischer, Leo von Klenze und sein Konkurrent Friedrich von Gärtner gaben München mit zahlreichen Bauten, die in den Reiseführern als besondere Höhepunkte für jeden Besuch in der bayerischen Landeshauptstadt aufgeführt sind, eine neue architektonische Dimension und Größe.



Oben: Blick auf die Münchner Innenstadt (SZ Photo / Scherl)

Links: Odeonsplatz mit Theatinerkirche (SZ Photo)

Wie alle großen deutschen Städte wurde München durch Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg schwer getroffen. Während in anderen Städten häufig neu gebaut wurde, entschied man sich in München für eine weitgehende Wiederherstellung. Auch die prägenden Architekturmonumente zwischen Peterskirche, Liebfrauenndom und Ludwigstraße, zwischen Königsplatz und Residenz sind im Kern gewissermaßen Produkte der Nachkriegszeit – Rekonstruktionen,

Nachempfndungen und Neubauten mit vorgeblendeten alten oder dem alten Stil angeglichenen Fassaden. Zum Glück, denn so wurde das historische Erscheinungsbild erhalten.

Das alte München sollte bewahrt werden, gleichzeitig die Stadt dem Neuen geöffnet werden. Das ist die Grundhaltung, die im Prinzip bis zur Gegenwart die Stadtplanung bestimmt.

Aber es gab dennoch eine Reihe von hässlichen Bau- und Abbruchsünden, die der Architekt Erwin Schleich 1978 in seinem Buch „Die zweite Zerstörung Münchens“ dokumentierte. In den 60er Jahren waren die Planungen dann stark auf den Autoverkehr fixiert, die in das innerstädtische Ensemble schmerzliche Eingriffe vornahmen. Wie ein Riegel schiebt sich seitdem der Altstadtring auf weiten Strecken zwischen die früher von Stadtmauern umsäumte Innenstadt und die ehemaligen Vororte. Der vielleicht schlimmste Baufrevel, die Unterführung am Prinz-Carl-Palais, löste allerdings heftige Gegenwehr aus: Bürger, Journalisten, Künstler und Architekten schlossen sich damals zur ersten Bürgerinitiative Münchens zusammen.

Immer wieder gab es turbulente Diskussionen wie im Hochhaus-Streit, der 2004 geführt wurde. In einem Bürgerentscheid haben sich die Münchner Wähler dafür ausgesprochen, die Maximalhöhe für neue Hochhäuser auf 100 Meter zu begrenzen (so musste unter anderem der Süddeutsche Verlag sein Hochhaus-Projekt überarbeiten).

München hat sich mit der Moderne nicht immer leicht getan. Am augenfälligsten spiegelt sich dies in der Architektur. München hatte nicht unbedingt den Ruf als experimentierfreudige Architektur-Stadt. Aber hier sind einige der bedeutendsten Monumente der deutschen Baugeschichte nach dem Krieg entstanden wie die Olympialandschaft mit ihren kühnen Zeltdachkonstruktionen. Der Olympiapark mit seinen Sportstätten war eine herausragende Gemeinschaftsleistung des Architekten Günter Behnisch, des Konstrukteurs Frei Otto, des Landschaftsplaners Günter Grzimek und des Gestaltungsbeauftragten Otl Aicher. Ansonsten herrschte lange Zeit eher Mittelmaß. Das hat sich zum Glück geändert. Erwähnt seien unter anderem die vielgelobten Hochhäuser von BMW (1970 bis 1973 errichtet) und des Hypo-Bank-Verwaltungszentrums. Und inzwischen gibt es die Herz-Jesu-Kirche in Neuhausen, das Jüdische Zentrum am St.-Jakobs-Platz, die BMW Welt des Architekturbüros Coop Himmelb(l)au, die Allianz-Arena von Herzog & de Meuron, das Brandhorst-Museum ...

Es scheint, als habe sich das Neue mit dem Alten versöhnt – und umgekehrt. Die Stadt ist spätestens seit der Modernisierung für die Olympischen Spiele kein zu groß geratenes Freilichtmuseum. München ist eine Großstadt, die für ihre wirtschaftliche Dynamik allerdings auch den Preis bezahlt, der allen flo-

rierenden Städten abverlangt wird: den zunehmenden Verlust des Typischen, Charakteristischen. Gleichwohl hat sich die Stadt ihren eigentümlichen Charme bewahrt.

Das ist gewiss mit ein Grund, warum München als Wohnort begehrt ist wie keine andere deutsche Großstadt, auch wenn das Leben hier teuer ist. Ein Hauch mediterraner Leichtigkeit weht durch die Stadt. Wer es schafft, an einem sommerlichen Abend einen der begehrten Sitzplätze in einem Café zu erobern, wird die prächtige Architekturkulisse besonders genießen, beispielsweise am Odeonsplatz, wohl dem schönsten „italienischen“ Platz nördlich der Alpen, wenn sich unter blauem Himmel der Sonnenglanz golden in der Kuppel und der ockergelben Fassade der Theatinerkirche spiegelt. München leuchtet noch immer.

B wie Bier

Weltruf genießt München auch als Stadt des Bieres. Die Wittelsbacher, die München im Jahre 1255 zu Ihrer Residenzstadt machten, erkannten rasch die Bedeutung, die das „Pir“ für die städtischen Steuerkassen hatte, und auch die eigene Schatulle ließ sich mit den Erlösen aus den Braurechten ordentlich füllen.

Das Brauen selbst war Sache der Mönche. Ihre strengen Fastenregeln ließen sich mit dem „flüssigen Brot“ erträglicher gestalten und auch die Einkünfte aus dem Verkauf des Biers wussten sie zu schätzen. Das wussten allerdings nicht nur die braven Mönche. Um Bierpanschern Vorschub zu leisten, erließ Herzog Albrecht IV. im Jahre 1487 eine strenge „Bierordnung“ und schrieb so, noch vor dem berühmten „bayerischen Reinheitsgebot“ von 1516, das erste Lebensmittelgesetz der Welt fest. Bis heute halten sich die bayerischen Brauer an diesen historischen Erlass und schwören am traditionellen Brauertag, der im Juni gemeinsam mit dem Stadtgründungsfest begangen wird, feierlich ihren Eid darauf.

25 große Brauereien gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts in München. Heute sind es derer noch sechs, von denen nur zwei noch nicht im Besitz von internationalen Getränkekonzernen sind: Die Hofbrauerei als Eigentum des Freistaats Bayern und der Augustiner-Bräu als letzte unabhängige Münchner Brauerei. Seitdem 1328 Augustiner-Mönche die Bierherstellung aufnahmen, wird unter diesem Namen in München Bier gebraut.

Ob es wohl Zufall ist, dass gerade deren Produkt das mit weitem Abstand beliebteste Bier bei den Münchnern ist, mit einem Ausstoß von mittlerweile fast 1,3 Millionen Hektolitern im Jahr? Zwei von drei Flaschen hellen Lagerbiers, das in der Stadt verkauft wird, stammen inzwischen aus der Traditionsbrauerei an der Landsberger Straße. Das Bier der Hofbrauerei kann der Interessierte unter anderem im Hofbräuhaus probieren, jenem riesigen Münchner Biertempel, der vor allem Touristen aus aller Welt magisch anzieht.

Genießen mag der Münchner sein Bier zu allen Jahreszeiten und Gelegenheiten, am liebsten trinkt er es jedoch im Freien. Schon die ersten lauen Frühlingslüfterl ziehen ihn hinaus zum Starkbier auf den Nockherberg. Dort findet unter allerhand medialer Anteilnahme alljährlich im März der Salvatoranstich statt, bei dem Politiker und andere Großkopferte das „Derblecken“ (eine Spott- und Schmährede) über sich ergehen lassen müssen, dazu tunlichst eine gute Miene sich abringen sollten, dann dafür aber auch mit reichlich Freibier (Stammwürze 18,3 %) entschädigt werden.

Solange die Temperaturen es zulassen und oft bis weit in den Spätherbst hinein dauert Münchens Biergartensaison. Rund 180.000 Gästen bieten die 26 traditionellen Biergärten und die ungezählten übrigen Freischankflächen Platz. Ob im Hirschgarten, im Augustiner oder am Chinesischen Turm, eine gern genutzte Besonderheit der Münchner Biergärten ist es, dass der Gast sich seine Brotzeit selbst mitbringen kann, ein Brauch, der sich bislang gegen alle Bestrebungen der (traditionell Not leidenden) Münchner Wirte behauptet hat.

Noch ärger wäre die Not der Gastronomen, gäbe es nicht das Münchner Oktoberfest, mit dem alljährlich im September das Münchner Bierjahr in seine Zielgerade einbiegt. Seit sich im Jahre 1810 der Kronprinz und nachmalige König Ludwig I. von Bayern und die Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen das Ja-Wort gaben und zu diesem Anlass ein Pferderennen stattfand, trifft sich Jahr um Jahr „tout Munich“ mit dem Rest der Welt für zwei Wochen auf der Theresienwiese, um unter dem ehernen Blick der Bavaria das zu feiern, was sich in seiner zweihundertundeinjährigen Geschichte zum „größten Volksfest der Welt“ gemausert hat. Zum Auftakt muss der Münchner Oberbürgermeister ein Fass anstecken und vernehmlich „Ozapft is“ rufen. Dann trinken rund 7 Millionen Menschen an die 8 Millionen Liter Bier, verspeisen 118 Ochsen und mehrere Hunderttausend Brathendl, stehlen 260.000 Maßkrüge, ermuntern die Polizeibeamten der Wiesnwache zu 2175 Einsätzen und verlieren 1300 Kleidungsstücke, 1045 Ausweise, 520 Geldbörsen, 425 Schlüssel, 390 Handys, zwei Krücken und eine acht Zentimeter große Blattheuschrecke.

Wenn das Oktoberfest dann nach 16 Tagen zu Ende ist, gibt der Oberbürgermeister eine Pressekonferenz und verkündet ebendiese Zahlen. Die Münchner Zeitungen vermelden dann bedauernd und mit leisem Vorwurf, dass es sich schon wieder um keine „Rekordwiesn“ gehandelt habe.

C wie CSU und das Rathaus

Von einem kurzen Intermezzo (Erich Kiesel von 1978 bis 1984) abgesehen stellte die SPD stets den Oberbürgermeister in München, wenn man Karl

Scharnagel, Mitbegründer der CSU, der im Mai 1945 von den Amerikanern eingesetzt wurde und bis 1948 OB war, außer Acht lässt.

1948 folgte ihm, als erster gewählter Nachkriegs-Oberbürgermeister, Thomas Wimmer, „Wimmer Damerl“ genannt. Der liebevolle Kosenamen verrät bereits, dass es sich um einen volkstümlichen Bürgermeister gehandelt hat, der bei den Münchnern beliebt war. Der Wiederaufbau der in Schutt und Asche liegenden Stadt ist unzertrennlich mit seinem Namen verbunden. Unvergessen ist sein Aufruf „Rama dama“ zur Trümmerbeseitigung, sie ist Legende geworden. Wimmer begründete auch jene Anzapf-Tradition zur Eröffnung des Oktoberfests, die nach wie vor jedes Jahr durch Funk und Fernsehen in alle Welt übertragen wird. Dass die Stadt im Kern ihr gewachsenes Bild weitgehend bewahrt hat, ist den Weichen zu verdanken, die er in seiner Amtszeit gestellt hat, die bis 1960 dauerte.

Er wurde abgelöst von Hans-Jochen Vogel. Der Jurist konnte sich gegen seinen Konkurrenten von der CSU, Josef Müller, souverän durchsetzen und wurde mit 34 Jahren zum jüngsten Oberbürgermeister einer deutschen Großstadt. Unter ihm hat die Stadt einen stürmischen Aufstieg genommen, von dem sie heute noch profitiert. Obwohl gänzlich ein anderer Typ als Thomas Wimmer, war Vogel nicht weniger populär. Er war bis 1972 OB. Er verzichtete auf eine erneute Kandidatur, weil er der Flügelkämpfe, die es in der Münchner SPD gab, überdrüssig wurde. Er übernahm bekanntlich neue Aufgaben und war unter anderem Regierender Bürgermeister in Berlin, Justizminister, Kanzlerkandidat, Fraktionschef und Parteivorsitzender der SPD.

Auch sein Nachfolger Georg Kronawitter plagte sich mit dem linken Parteiflügel der SPD. Kronawitter gewann 1972 die OB-Wahl. Aber es gelang ihm nicht, die Grabenkämpfe in der SPD-Fraktion zu beenden. 1976 verzichtete Kronawitter auf eine erneute OB-Kandidatur. Neuer Oberbürgermeister, der einzige gewählte CSU-OB, wurde Erich Kiesel. Die Sozialdemokraten hatten sich in jahrelangen Flügelkämpfen so sehr aufgerieben, dass sich Erich Kiesel knapp gegen seinen SPD-Kontrahenten, Max von Heckel, durchsetzen konnte. Doch Erich Kiesel verkörperte einen Politiker-Typus, der nicht so recht zu München passen wollte.

Es blieb bei einer Episode. Kronawitter ließ sich wieder als OB-Kandidat der SPD aufstellen und gewann 1984 das Oberbürgermeister-Amt von Kiesel zurück. Aber die Mehrheitsverhältnisse waren schwierig. Dennoch konnte sich Kronawitter behaupten und 1990 wurde die SPD wieder stärkste politische Kraft in München. Nach insgesamt 15 Jahren Amtszeit erklärte Georg Kronawitter seinen Rücktritt.

Sein Nachfolger wurde im Herbst 1993 Christian Ude, der gegen Peter Gauweiler die Oberhand gewin-



Münchner Kellnerin, 1909 (SZ-Photo / Scherl)

nen konnte. Seitdem herrscht Christian Ude über die Stadt in einem rot-grünen Bündnis, das seit 1990 besteht. Christian Ude, seit über 18 Jahren im Amt, ist der am längsten herrschende OB Münchens nach 1945. Die eigene SPD disziplinierte unterdessen die Einsicht, dass ihre Wahlerfolge vor allem von ihrem Spitzenmann abhängt. Christian Ude ist die Personifizierung des weltläufigen, liberalen Münchens und der eloquente Repräsentant einer Stadt, die auch ihre Sorgen hat, der es aber deutlich besser geht als vergleichbaren Metropolen.

Aufgrund seiner Entscheidung, im nächsten Jahr als Spitzenkandidat der SPD bei der Landtagswahl anzutreten, beschränken wir uns im Folgenden nicht mehr nur auf das politische Geschehen in der Stadt.

Die CSU, die in Bayern eine einzigartige Erfolgsgeschichte feiert, tut sich in Großstädten schwer (in Nürnberg verhält es sich ähnlich wie in München). Während die CSU landesweit erstmals 1962 die absolute Mehrheit der Mandate mit 47,5 % erringen konnte und bei der Landtagswahl 2003 – beispiellos in der Geschichte der Bundesrepublik – sogar die Zweidrittelmehrheit der Mandate erreichte, waren die Ergebnisse für die Münchner CSU bei den Oberbürgermeister-Wahlen in München hingegen häufig verheerend. 1966 wurde Hans-Jochen Vogel mit 78 % gewählt und Christian Ude schaffte bei seiner dritten Wiederwahl im März 2008 fast 67 %.

Dabei hat die CSU in der Landeshauptstadt durchaus Wahlerfolge vorzuweisen. München wählt nicht immer mehrheitlich die SPD. Die CSU hat mehrmals die stärkste Stadtratsfraktion gestellt und in München bei den Landtags-, Bundestags- und Europawahlen häufig glänzende Ergebnisse eingefahren. Bei der letzten Bundestagswahl gewann die CSU alle vier Direktwahlkreise und war auch bei den Zweitstimmen die stärkste politische Kraft in München.

Offenbar hatten die Sozialdemokraten einfach die stärkeren Oberbürgermeister-Kandidaten. Aber es gibt auch andere Gründe. Die Münchner CSU war zu wenig großstädtisch, sorgte auch über Jahre für negative Schlagzeilen, es gab heftige Affären zuhauf. Die Protagonisten des Bezirksverbands machten sich das Leben selbst schwer. Die Partei hat in der Vergangenheit nur wenig ausgelassen, um sich selbst zu schwächen. Seit dem letzten großen Knall im Jahr 2004 hat sich die Münchner CSU vor allem eines verordnet: Ruhe, damit sich die in aller Öffentlichkeit ausgetragenen Schlachten um Mandate und Parteiposten sich tunlichst nicht wiederholen.

Nun, die CSU, „die Partei, die das schöne Bayern erfunden hat“ (Herbert Riehl-Heyse), die (ehemalige) Staats und Hegemonialpartei, hat in der letzten Landtagswahl 2008 unglaublich viele Federn lassen müssen und ihre absolute Mehrheit eingebüßt. Sie verlor mehr als 17 % im Vergleich zu 2003. Freuen konnte sich die SPD nicht, denn sie erreichte nicht

einmal mehr die 20%-Marke und erzielte in Bayern ihr schlechtestes Ergebnis nach 1945. Seit im vergangenen Sommer bekannt wurde, dass Christian Ude, dessen Amtszeit im Frühjahr 2014 wegen der Altersgrenze endet, als Herausforderer von Ministerpräsident Horst Seehofer bei der Landtagswahl 2013 antreten wird, kommt in der Münchner Stadtpolitik und in der bayerischen Landespolitik Spannung auf. Ude hat auf einen Schlag die politische Landschaft in Bayern durcheinander gewirbelt.

Die SPD setzt nun auf den Ude-Effekt für die Landtagswahl. Die jüngste Umfrage sieht die CSU derzeit bei 44 %, der Vorsprung gegenüber dem Dreierbündnis aus SPD, Grünen und Freien Wählern schwindet. Würde die FDP als Koalitionspartner der CSU den Einzug in den Landtag verfehlen, könnte es für die CSU eng werden.

Ein Erfolg der SPD bei der Landtagswahl wäre auch der erhoffte Rückenwind für den designierten OB-Kandidaten der SPD, Dieter Reiter. Bis 2014 fließt noch viel Wasser die Isar hinab. Aber der Wahlkampf hat bereits zweieinhalb Jahre vor der Kommunalwahl begonnen. Dieter Reiter und Josef Schmid (CSU) sind bereits ins Rennen gestartet. Die Grünen ringen derzeit noch um die Details des Bewerbungsverfahrens, mit dem sie ihren OB-Kandidaten finden wollen. Favorisiert bei den Grünen ist Hep Monatzeder, der für sich auch bei der OB-Wahl gute Chancen sieht, da nach der Ära Ude die Karten neu gemischt werden. Die Kommunalwahl 2014 scheint aus heutiger Sicht so offen wie lange nicht.

D wie Deutsches Museum

Sammeln, Bewahren, Ausstellen, Dokumentieren und Bilden. Dies sind die musealen Grundaufgaben, denen sich das Deutsche Museum in seiner 109-jährigen Geschichte verschrieben hat.

Gegründet wurde das Deutsche Museum anlässlich einer Jahrestagung des Vereins deutscher Ingenieure im Sommer 1903. Oskar von Miller, ein weithin angesehener Pionier der Elektrotechnik machte den Vorschlag, ein „Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ zu gründen. Miller gelang es nicht nur, Vertreter von Politik, Industrie und Wissenschaft für seine Idee zu begeistern, sondern auch Geld für das Projekt aufzutreiben. Lange wurde zunächst über den möglichen Standort des Museums debattiert, bis die Stadt München schließlich die sogenannte Kohleninsel als Baugrund zur Verfügung stellte, eine Isarsandbank, die bis dahin der Lagerung von Bauholz und Kohle diente und bis 1885 auch eine Kaserne beherbergte.

Den Grundstock der Exponate bildete eine Sammlung von 2023 wertvollen wissenschaftlichen Instrumenten, die die Bayerische Akademie der Wissenschaften im Juni 1903 dem neu gegründeten Museum stiftete. Durch Weltkrieg, Revolution und



Glockenspiel
des Münchner
Rathauses (SZ
Photo / Scherl)

Inflation immer wieder verzögert, wurde am 7. Mai 1925, Millers 70. Geburtstag, das Museum feierlich eröffnet, das nach einem Entwurf des Architekten Gabriel von Seidl in 16-jähriger Bauzeit errichtet worden war. Es folgten in den dreißiger Jahren die Bibliothek und der Kongresssaal.

Der Aufbau und die didaktischen Einrichtungen des Museums galten als bahnbrechend und wurden alsbald international kopiert. Begehbare Schiffsdecks, ein Kohlebergwerk, ein Projektionsplanetarium, Laboratorien in Originalgröße, das Unterseeboot U1, das Flugboot Dornier Wal und eine Reihe weiterer Schiffe, Lokomotiven und Flugzeuge machten großen Eindruck auf die Besucher aus aller Welt, unter ihnen so prominente wie Henry Ford, Robert Millikan und Niels Bohr.

Nachdem 1944 bei Luftangriffen 80 % der Gebäude und 20 % der Exponate zerstört wurden, erfolgte nach Kriegsende der Wiederaufbau und am 7. Mai 1948 die offizielle Wiedereröffnung. Jahr für Jahr vergrößerte sich nun das Museum, aber erst zwanzig Jahre nach Kriegsende erreichte die Ausstellungsfläche wieder den Vorkriegsstand, wuchs dann aber schnell darüber hinaus und liegt heute bei 73.000 Quadratmetern.

1992 erfolgte die Eröffnung der Zweigstelle „Flugwerft Schleißheim“ und drei Jahre darauf die Eröffnung des Zweigmuseums „Deutsches Museum Bonn“. Ein Verkehrsmuseum, das „Deutsche Museum Verkehrszentrum“ auf dem ehemaligen Münchner Messegelände folgte dann in zwei Ausbausritten 2003 und 2006. Seit 2003 gibt es auch das „Kinderreich“, eine Dauerausstellung, die Kindern im Alter von 3 bis 10 Jahren einen spielerischen Zugang zur Welt der Technik und Naturwissenschaften vermitteln soll.

Heute ist das Deutsche Museum das größte naturwissenschaftlich-technische Museum der Welt. Alljährlich besichtigen etwa 1,5 Millionen Besucher die rund 28.000 Ausstellungsstücke aus 50 Bereichen der Naturwissenschaft und der Technik. Weitere 70.000 Exponate lagern in Depots. Das Archiv des Deutschen Museums zählt zu den bedeutendsten Spezialarchiven zur Geschichte der Naturwissenschaft und der Technik in Europa und in der Bibliothek warten über 295.000 Bände auf den interessierten Nutzer, davon gut 25.000 frei zugänglich im Lesesaal. Dort liegen auch rund 1.600 laufende Zeitschriften auf.

Und doch gilt das Haus bei Kritikern als etwas in die Jahre gekommen. Deshalb stellte der derzeitige Generaldirektor Prof. Dr. Wolfgang Heckl im Sommer 2011 der Öffentlichkeit das ehrgeizige Projekt „Zukunftsinitiative Deutsches Museum“ vor: Für 400 Millionen Euro soll das Museumsgebäude renoviert und das museale Konzept modernisiert werden. Dies soll laut Heckl allerdings behutsam geschehen: „Wir verstehen uns als Hüter von Kulturgut und wollen kein Disneyland werden“.



E wie Englischer Garten

Heute ist es nicht nur „Munichs“, sondern auch „Germanys biggest (und best) Inner-City-Outdoor-Zone“. Damals, 1789, war der Plan von Kurfürst Karl Theodor „... den bisherigen Hirschanger zur allgemeinen Ergötzung für dero Residenz-Stadt München herstellen zu lassen ...“. Das ist dem damaligen Karl Theodor wohl vortrefflich gelungen, denn an sonnigen, arbeitsfreien Tagen tummeln sich auf den 373 Hektar Tausende Menschen. Die ersten vier Jahre ein Jagdпарк für den Adel, wurde er erst 1793 für die Allgemeinheit geöffnet. Die internationalen Einflüsse des im englischen Stil von Friedrich-Ludwig von Sckell gebauten Parks reichen bis zum Fernen Osten, in Gestalt des Chinesischen Turms, der von Anfang an Teil des Gartens war. Dessen Vorbild fand sich in der Porzellanpagode, die in den kaiserlichen Gärten von Nanking thronte. Der Bau des Turms zeigte, dass damals China groß „en vogue“ war. Nach der Zerstörung 1944 wurde er 1952 neu errichtet mit einem angeschlossenen Biergarten. Am Chinesischen Turm findet frühmorgens an einem Sonntag im Juli der Kocherlball statt, der 1904 verboten wurde (wegen Unzüchtigkeiten). Der frühere Dienstbotenball hat sich heute zu einem Tanzvergnügen für jedermann gewandelt. Wiederbelebt wurde die Veranstaltung zum 200. Geburtstag des Englischen Gartens. Seitdem kommen bis zu 10.000 Tanzlustige, ausgestattet in Trachten und historischer Mode, zusammen und lassen sich von der Tanzmeisterin Katharina Mayer durch die Schritte traditioneller Tänze leiten.

Alljährlich im Juli findet auch z. B. das Japanfest am Teehaus statt, bei dem sich die Vielfalt japanischer Kultur präsentiert, und so die Verbindung Münchens zu Japan, schon vorgeprägt durch die Partnerstadt Sapporo, festigt.

Deutsches
Museum
(SZ – Photo /
Knorr + Hirth)

Ob mit oder ohne offizielle Leitung, es finden das ganze Jahr über eine Vielzahl von sportlichen, kulturellen und Freizeit-Aktivitäten im Englischen Garten statt, vom Frisbeewerfen, über Reitsport bis zu Freiluft-Theater. Über München hinaus bekannt sind die auf der „stehenden Welle“ reitenden Surfer direkt an der Prinzregentenstraße neben dem Haus der Kunst. Der Eisbach liefert die nötige Flüssigkeit und erfrischt die Besucher des Englischen Gartens auf den gut zwei Kilometern, die er ihn durchfließt.

Einiges Spektakel spiegelt sich auch wider in den Regeln zur Benutzung des Parks, da die Besucher nicht immer auf einander oder „ihren Garten“ achten. Entspannung ist jedoch der Hauptzweck des Englischen Gartens und so findet sich immer ein beruhigender Ausgleich. Sei es beim Rudern auf dem Kleinhesseloher See oder beim Verweilen auf einer der vielen Parkbänke. Oder sei es am Monopteros, den Leo von Klenze 1838 auf die höchste Erhebung im Park gestellt hat, um dort den wunderbaren Ausblick zu genießen.



Englischer Garten, Monopteros, Blick auf München, 1919 (SZ Photo)

F wie Filmstadt

Seit 90 Jahren werden im Süden Münchens Filme gedreht. Die Filmstadt im Grünwalder Ortsteil Geiselgasteig umfasst zwölf Filmstudios auf dem Gelände, das größte ist 3.000 Quadratmeter groß und 15 Meter hoch. Darin waren schon ein Bunker aufgebaut, ein Wikingerschiff und ein Flugzeug. In dieser kleinen Stadt ist nicht alles echt und schon gar nichts endgültig. Kulissen werden auf- und abgebaut, ganze Filmteams rücken für Tage oder für Monate an, beleben ein Viertel – und sind plötzlich wieder verschwunden. Manchmal laufen mitten im Sommer Weihnachtsmänner über die Straße, weil gerade eine Adventsshow aufgezeichnet wird. Manchmal werden Tonnen Schnee über eine ausrangierte Kulisse gekippt – für einen Lawinenkatastrophenfilm. Seit 1981 besuchen hunderttausende (2009: 400.000) Fans die Stuntshows in den berühmten Kulissen. Über hundert Firmen, von denen ca. 40 zur Bavaria Holding gehören, sind Mieter auf dem Gelände, auf dem rund 1.000 Menschen arbeiten, als Schauspieler, Regisseure, an den Kameras, den Computern, am Licht, in den Requisiten, der Verpflegung oder der Verwaltung.

Es war der Filmpionier Peter Ostermayr, der das 300.000 Quadratmeter große Gelände vor den Toren der Stadt kaufte und dort am 1. Januar 1919 mit seiner Firma „Münchner Lichtspielkunst AG“, der Emelka, einzog. Die Wände der ersten Studiohalle bestanden ausschließlich aus Glas – wie sonst hätte man damals genügend Licht vor die Kameralinsen bringen sollen? Ostermayrs Bruder nutzte als Erster das aufsehenerregende neue Studio, er drehte 1920 „Der Ochsenkrieg“, fünf Jahre später Alfred Hitchcock „The Pleasure Garden“. Die Geschichte der Filmstadt

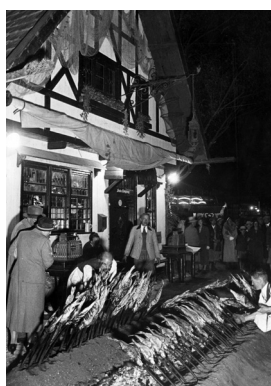
ist gespickt mit berühmten Namen, an allen Ecken stehen Filmkulissen, die jeder kennt: das U-Boot aus Wolfgang Petersens „Boot“, der Drache Fuchur aus Michael Endes „Unendlicher Geschichte“, das gallische Dorf von Asterix, Gudrun Ensslins Zelle aus dem „Baader-Meinhof-Komplex“. Auch Billy Wilder arbeitete in München, Rainer Werner Fassbinder sowieso, und Steve McQueen flüchtete hier für „The Great Escape“ aus einem Kriegsgefangenenlager der Nazis.

Seit 1959 ist man bei der Bavaria auch eingebunden in die „Fernsehmaschine“. Deshalb feiern sie in diesen Tagen nicht nur 90 Jahre Filmstadt, sondern noch ein zweites Jubiläum: Am 1. August vor 50 Jahren wurde die Bavaria Atelier GmbH gegründet, mit ihr begann das Fernsehzeitalter. Kultserien wie „Funkstreife Isar 12“ und „Raumpatrouille Orion“ entstanden hier, TV-Sendungen wie „Formel Eins“, „Gottschalk“ oder „Der Preis ist heiß“, aber auch Tatort-, Polizeiruf-110- und Rosenheim-Cops-Folgen sowie aufwendiges Fernsehen wie Heinrich Breloers „Die Manns“ und „Speer und Er“. Immer noch werden aktuelle Großproduktionen wie „Wickie“ (von Michael Bully Herbig) hier in dieser grandiosen Film- und Fernsehfabrik gedreht, nicht zu vergessen 40 000 Sendeminuten, die jedes Jahr auf diesem Gelände produziert werden.

1967 nahm die Hochschule für Film und Fernsehen München (HFF) ihren Lehrbetrieb auf, von der Bavaria damals mit gegründet. Die anderen Gründungsmitglieder waren der Bayerische Rundfunk, das ZDF, der Freistaat Bayern und die Stadt München, die damit ihren Ruf als Medienstadt festigte. Viele Absolventen, wie z.B. Wim Wenders, Doris Dörrie, Roland Emmerich oder Bernd Eichinger trugen zum Ruhm der „kleinsten Hochschule Deutschlands“ bei, die noch an der Gabelsberger Str. 33 zu finden ist, bald aber eine neue Anschrift hat: Bernd-Eichinger-Platz 1.

G wie Gastronomie

Restaurantkritiker geben der Landeshauptstadt gute bis sehr gute Noten, die Bewertungen vom Michelin und Gault Millau adeln etliche Münchner Spitzenrestaurants mit Sternen bzw. hoher Punktzahl. Wie in jeder Metropole hat auch in München längst die internationale Gastronomie einen Siegeszug angetreten, Kulinarisches wird aus sehr vielen Ländern angeboten. Erfreulich ist, dass traditionelle Gasthäuser eine gewisse Renaissance erleben und sich viele Wirte wieder auf alte Werte besinnen. Wer in München ein Lokal Traditionsgaststätte nennt, verleiht ihm gleichsam ein Gütesiegel. In der Küche setzt man vermehrt auch wieder auf Regionales, so kommen das Fleisch und sämtliche Zutaten häufig aus der näheren Umgebung. Die traditionelle bayerische Küche bietet nicht nur Weißwürste oder Leberkäs. Ein Hort echter bayerischer Küche serviert Spezialitäten vom Böfflamott über Kalbskron bis zur



Steckerlfisch auf dem Oktoberfest, 1923 (SZ Photo)

Surhaxn. Aus der Mode gekommen und inzwischen eigentlich verpönt ist die Unsitte, die vor einigen Jahren noch auf vielen Speisekarten zu finden war, und zwar die Gerichte urtümlich anzupreisen – meist mit falschem Apostrophengebrauch wie etwa „A Schweinsbrater'l mit am zünftig 'n Soßer 'l“. So wird manchmal eine Authentizität vorgegaukelt und eine Tradition betont, die das Lokal deswegen nicht unbedingt haben muss. Und natürlich sollte auf der Speisekarte auch nicht ein Klassiker wie der „Schweinsbraten“ fehlen, wie der Münchner korrekt zum „Schweinebraten“ sagt.

Wenigstens zwei kulinarische Spezialitäten seien hier näher beschrieben: Die Weißwurst und der Leberkäs. Von der Weißwurst heißt es, dass sie das Zwölfuhrläuten nicht hören soll. Da es früher keine Kühlschränke gab, nahm man das Gericht möglichst vor dem Beginn der Mittagshitze ein. Geteilte Meinung herrscht darüber, ob man die Weißwurst aufschneidet oder zuzelt (aussagt). Wer sich nicht blamieren möchte, sollte lieber Messer und Gabel benutzen. Die Haut wird übrigens nicht mitgegessen. Die Weißwurst gilt als Münchner Errungenschaft, ob die Geschichte ihres Ursprungs wahr ist, lässt sich nicht mit letzter Gewissheit sagen, aber der Legende nach, machte der Wirt Sepp Moser am 22. Februar 1857, einem Rosenmontag, am Marienplatz im Gasthaus „Zum ewigen Licht“ (später „Peterhof“) aus der Not eine Tugend. Die Schafsaften für seine Kalbsbratwürste waren beim Ansturm der Faschingsgäste ausgegangen, worauf er flugs dicke Schweinedärme zum Einfüllen des Bräts verwendete. Die brühte er in heißem Wasser – beim Braten, so fürchtete er, könnten die Därme platzen. Die neuen Würste, wurden mit verfeinertem Rezept, zur begehrten Spezialität, besonders geschätzt als zweites kräftiges Frühstück mit süßem Senf, Brezen und einem Weißbier.

Auch um das andere Grundnahrungsmittel der Münchner, den Leberkäs, ranken sich Geheimnisse. So enthält der Münchner Leberkäs keine Leber. Er enthält meist zu gleichen Teilen Schweinefleisch und mageres Rindfleisch, Speck, Gewürze und Wasser in Form von Eis. Und der Käse? Da man das Fleischbrät ursprünglich vor dem Garen in Käseformen legte, gab man ihm den Namen „Laib wie ein Käse“, woraus Leberkäse wurde.

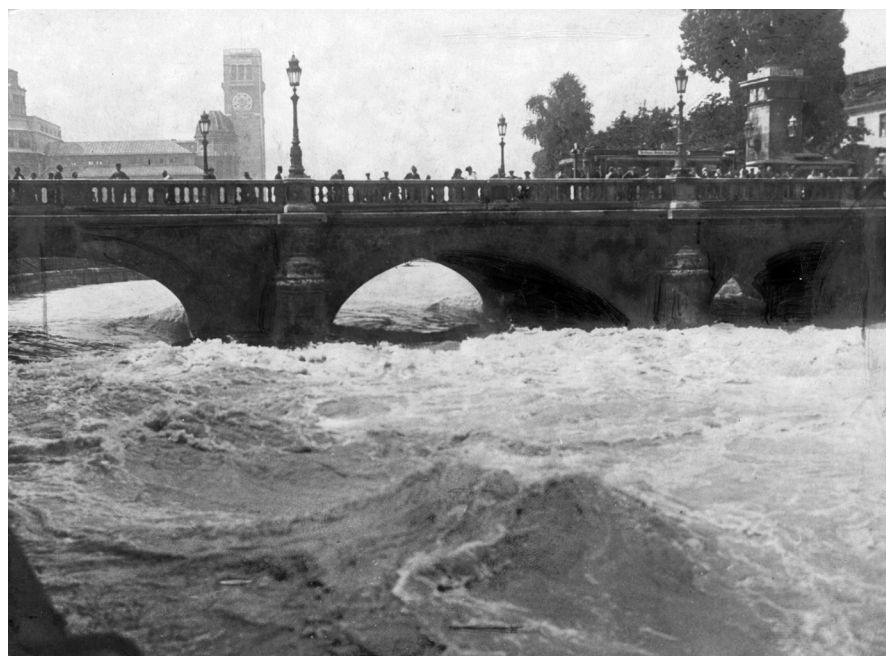
H wie Hellabrunn

München war spät dran: Als der Tierpark Hellabrunn 1911 eröffnete, hatten Städte wie Köln, Berlin oder Hannover längst ihren Zoo. Das Warten aber hat sich gelohnt: Hellabrunn wurde einzigartig. Mehrere Anläufe, in München einen Tierpark zu etablieren waren schon gescheitert, als im Jahre 1902 der Oberstleutnant Hermann von Manz beschloss, in den südlichen Isarauen, wo einst das Lustschlösschen Hellabrunn sich befunden hatte, einen zoologischen

Garten zu schaffen. Um die dafür nötigen Mittel aufzubringen, wurde 1905 der „Verein zoologischer Garten München e.V.“ gegründet. Die Stadt überließ dem Verein das Grundstück kostenlos zur Nutzung, und so konnte nach fünf Jahren des stetigen Geldsammelns am 1. August 1911 der erste Tierpark Hellabrunn feierlich eröffnet werden. Mit großer Mühe überstand man den Ersten Weltkrieg, aber die Inflation bereitete dem Unternehmen 1921 schließlich den Garaus. Alle Tiere samt beweglichem Inventar wurden verkauft und erst als 1925 der Kommerzienrat August Baumgartner einen „Hilfsbund der Münchner Einwohnerschaft“ gegründet hatte, bestand die Chance für einen Neubeginn. Der erfolgte dann 1928, als unter der Leitung von Heinz Heck der zweite Münchner Tierpark seine Tore öffnete, diesmal als Aktiengesellschaft auf solideren finanziellen Füßen als der Vorgänger. Heinz Heck wollte großzügige Anlagen schaffen, in denen Tiere eines Kontinents zusammen gehalten wurden. So wurden die Tiere gemäß ihrer geographischen Verbreitung in den Erdteilen Europa, Amerika, Asien, Afrika und Australien gezeigt – der erste „Geozoo“ der Welt war entstanden.

In den folgenden Jahren wuchs Hellabrunn rasch zu einem Tierpark internationalen Rangs heran. Der Tierbestand erweiterte sich kontinuierlich und die Zuchterfolge ließen den Namen Heck in Fachwelt und Öffentlichkeit zu einem Begriff werden. Besonders durch die Rückzüchtung ausgestorbener Arten wie Auerochse und Tarpan, und die Erhaltungszucht von Wisent und Przewalski-Urwildpferd erlangte man Weltruhm. Doch nach der Eröffnung der Menschenaffenstation und des darunterliegenden Aquariums 1936 brachte der Zweite Weltkrieg alle weiteren Pläne zum Erliegen. Futterknappheit, zerbombte Häuser und Stallungen ließen den Tierbestand auf nur noch wenige Hundert Tiere schrumpfen, und so musste Hellabrunn nach Kriegsende zum dritten Mal neu beginnen.

Der Wiederaufbau verlief zunächst recht zäh, denn öffentliche Gelder waren knapp und erst 1970 beschloss der Aufsichtsrat einen Generalausbauplan, der dann ab 1973 von Dipl.-Ing. Jörg Gribl ins Werk gesetzt wurde. Unter der Ägide von Zoochef Henning Wiesner erwiesen sich nun der großzügige Umbau des Parkteils „Europa“ und vor allem die Errichtung einer Vogel-Großvoliere als zukunftsweisend. Bis zu einer Höhe von 18 m und einer Fläche von 5.000 qm überspannt dort ein dünnmaschiges Netzgitter eine idyllische Landschaft mit Bachlauf, in der die Vögel wie in freier Wildbahn fliegen und nisten können. Weitere Attraktionen sind das 1995 fertig gestellte Dschungelzelt, in dem verschiedene Großkatzen zu sehen sind, das 2000 entstandene Urwaldhaus für die Schimpansen und Gorillas, sowie die 2007 eröffnete Orang-Utan-Anlage.



Hochwasserkatastrophe in Bayern

Die Isar, welche auch in München über die Ufer getreten ist

Isar: Hochwasser (SZ Photo / Scherl)

Auf einer Fläche von 36 Hektar können heute alljährlich mehr als 1,7 Millionen Besucher aus aller Welt über 700 Tierarten sehen, insgesamt mehr als 17.000 Tiere. Ein besonderes Anliegen ist dem Tierpark Hellabrunn seit jeher die Problematik von Artensterben und Arterhaltung. In einem 2007 eröffneten Artenschutzzentrum werden die bestehenden Artenschutzprojekte und die Auswilderungsinitiativen Hellabrunns vorgestellt und in der sogenannten „Arche-Noah-Air“ in Computerspielen erfahrbar gemacht.

Nachdem der Münchner Tierpark zuletzt durch den tragischen Tod der Elefantenbabies Jamuna Toni und Lola für traurige Schlagzeilen gesorgt hat, hat die Tierparkleitung unter Dr. Andreas Knieriem für die Zukunft ehrgeizige Pläne: Auf der Agenda stehen eine Giraffensavanne mit großem Haus, die Sanierung des Elefantenhauses und ein modernes pädagogisches Konzept. Und auch für die Verbesserung des gastronomischen Angebots im Tierpark könnten ihm die Münchner dereinst dankbar sein.

wie Isar

von (lat.) Isara (auch Isaria), die Reißende, neuerdings auch gelesen als „Wasser aus dem Eis“ (des Karwendelgebirges). Eine Brücke über die Isar, wurde abgebrannt, im Auftrag von Heinrich des Löwen im Jahre des Herrn 1157, und an der Stelle der heutigen Ludwigsbrücke 1158 am Ort „Munichen“, frisch versehen mit Stadt- und Salzzoll-Rechten, wieder aufgebaut, so die gängige Geschichte. Damit begann der Aufstieg und der Reichtum Münchens, denn sogar Gold fließt im Strom mit, wie die „Ex

Auro Isarae“-Dukaten aus dem 18. Jh. bezeugen. Heute fließt die Isar auf knapp 14 Kilometern unter 25 Brücken durch die Stadt und versorgt sie mit Strom, wie schon seit über hundert Jahren.

Um die zerstörerische Kraft des Wassers zu bändigen, wurde die Isar im 19. Jh. in ein Bett aus Stein und Beton gezwängt. Die Hochwasser wurden gezähmt, seit die Isar erst durch den Sylvensteinspeicher, der 1959 fertiggestellt wurde, fließen muss. Ein weiteres, aber nun naturnahes Einhegen geschah, als die Isar von 2000 bis 2011 von dem Stein-Korsett wieder befreit und renaturiert wurde. Die Feuerprobe bestand dieses Werk beim „Jahrhundert-Hochwasser“ von 2005, als 1.000 Kubikmeter pro Sekunde durch das erst halbfertige neue Bett flossen. Mit der Fertigstellung letztes Jahr hat München eine acht Kilometer lange Freizeitzone, mit Grill- und Badebereichen, als einzige Stadt Europas mit zertifizierter Badewasserqualität.

Nur die „Nackerten“, für die die Isarauen berühmt sind, gibt es (fast) nur noch im Text von Willy Michl in seiner Hymne an den Fluss, „Isarflimmern“. Aber am Flaucher sind einige textilfreie Sonnenbader, hier ist Sommerland. Ob mit oder ohne Badehose, auf den Kiesinseln ist man der Zivilisation entrückt und mancher würde am liebsten wie Tscharlö in Helmut Dietls legendärer TV-Serie „Münchner Geschichten“ an der Isar kampieren.

Wie Jüdisches Leben am St.-Jakobs-Platz

Der St.-Jakobs-Platz war lange Zeit eine Art Hinterhofbrache, ein diffuses Konglomerat von Flächen ohne Gesicht und Funktion, als „Platz“ kaum erkennbar.

Und dann, plötzlich, ging es blitzschnell. 2003 gewannen die Berliner Architekten Regina Poly und Thomas von Thadden den Realisierungswettbewerb, am 9. November 2006 eröffnete das Jüdische Gemeindezentrum und die Synagoge, der 22. März 2007 war der Tag der Eröffnung des von der Stadt München erbauten Jüdischen Museums und am 15. November 2007 schließlich wurde der neue St.-Jakobs-Platz offiziell eingeweiht.

Schon rein optisch gab es nun eine herzerfrischende Metamorphose im Zentrum der Stadt zu bewundern: Synagoge, Museum und Jüdisches Gemeindezentrum, dazwischen strukturierende Freiflächen mit Bänken, Bäumen, Kinderspielplatz, Flanierräume, Restaurant, Kaffeetische und großzügige Räume zur nachdenklich stimmenden Umrundung des Jüdischen Museums, dessen Außenflächen mit Zitaten jüdischer Zeugen des Nationalsozialismus beschriftet sind.

Aber all dies steht auch für eine innere Dimension, die sich in vielfältiger Weise im Leben und den Herzen der Münchner zu entfalten begann. Bei der Eröffnung ging es nicht nur darum, dass der Stellenwert aktuellen jüdischen Lebens in München Ausdruck finden soll, sondern auch um eine Anknüp-

fung an den Punkt, an dem die Existenz der Juden in der „Hauptstadt der Bewegung“ angegriffen, bedroht, schließlich vernichtet wurde. Wer es damals schaffte, die Stadt zu verlassen, im Exil zu überleben, soll nun zurückkehren können an einen Glaubensort, der kein verbarrikadierter Hinterhof mehr ist wie das Quartier in der Reichenbachstraße, sondern ein großzügiges, sichtbares Begegnungszentrum mitten in der Stadt – in „ihrem Herzen“ (Charlotte Knobloch, Präsidentin der Jüdischen Kultusgemeinde).

Die Öffnung des Gemeindezentrums für die Münchner Bürger wurde als „Tag der Begegnung“ begangen. Der Andrang war enorm. Der Platz musste abgeriegelt werden, weit mehr als 15.000 Besucher waren gekommen. Es war eine Initialzündung. Vielleicht war dies auch die Geburtsstunde eines ganz neuen Verhältnisses zur jüdischen Kultur in München und zum jüdischen Glauben. Die Münchner nahmen scharenweise an den Führungen und Gottesdiensten in der neuen Ohel-Jakob-Synagoge teil. Das Interesse am Judentum sei „wie ein Wunder erwacht“ (Charlotte Knobloch).

Das Leben auf dem Jakobsplatz steht auch für eine Veränderung im Leben der jüdischen Mitbürger und Mitbürgerinnen. Steven Lagnas, der bis 2011 Rabbiner der Kultusgemeinde war, sagte, immer mehr Gemeindemitglieder leben ihren Glauben „offen und ohne Angst“ in der Stadtgesellschaft. Dieser Eindruck vermittelt sich auch dem Besucher des St.-Jakobs-Platzes, wenn er beispielsweise das Bringen und Abholen der Kindergarten- und Schulkinder wahrnimmt (Kindergarten und Grundschule stehen übrigens auch nicht-jüdischen Kindern offen). Das Münchner Judentum ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Kippot, die jüdischen Kopfbedeckungen, und breitrandige, schwarze Hüte gehören wieder selbstverständlich zum Stadtbild.

Und so ereignete sich am Münchner Startpunkt für die Pilgerschaft auf dem Jakobsweg „ein Wunder“ – wie es Charlotte Knobloch genannt hat. „Heute befinden wir uns im Herzen der Stadt, wir sind mitten unter den Münchnern. Erst dieses Gemeindezentrum hat den Weg geebnet zu einem echten, lebendigen Miteinander, das das jahrzehntelange Nebeneinander abgelöst hat“.

In einem der Straßencafés lassen sich die Münchner und die Touristen gut beobachten, wie sie inzwischen mit großer Selbstverständlichkeit diesen Platz „im Herzen der Stadt“ genießen.

K wie Kunst und Kultur und die Kammerspiele
Keine Stadt definiert sich wohl so wesentlich über die Kunst, wie das in München seit dem 19. Jahrhundert der Fall ist. Und kaum eine andere Stadt hat eine solche Fülle an städtischen und staatlichen Institutionen sowie an privaten Einrichtungen aufzuweisen. Die Fakten sprechen für sich: Mehr als 50



große und kleine Museen, teilweise von Weltruf, dazu eine traditionsreiche Kunstakademie und eine Vielzahl privater Galerien sind hier beheimatet. Will man München als Kunststadt und seine Museen entdecken, bedarf es keiner weiten Wege. Die meisten Museen befinden sich im Kunstareal in der Maxvorstadt (u. a. am Königsplatz die Glyptothek und die Antikensammlung und die Städtische Galerie im Lenbachhaus mit der Sammlung des „Blauen Reiter“ und entlang der Barer Straße die drei Pinakotheken und das Museum Brandhorst und in der Prinzregentenstraße das Haus der Kunst, das Bayerische Nationalmuseum, die Schack-Galerie und noch ein Stück weiter die Villa Stuck). München bietet – besucherfreundlich konzentriert in fußläufiger Entfernung – 2000 Jahre europäische Kunst- und Kulturgeschichte von der griechischen Antike über Alte Meister bis hin zur zeitgenössischen Kunst.

Nicht weniger von Bedeutung ist die Musik. So hat sich auch der Begriff „Musikstadt München“ etabliert. Seit den Uraufführungen Wagners steht das musikalische Erscheinungsbild der Stadt auf höchstem Niveau. Man könnte auch zurückgehen bis zum Renaissance-Meister Orlando di Lasso, der ab 1564 die Hofkapelle leitete. Mit seinen drei internationalen Spitzenorchestern – die Münchner Philharmoniker, das Bayerische Staatsorchester und das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks – steht München glänzend da. Und immer sind es Topstars, die die großen Münchner Orchester leiten.

Aber auch die „kleineren“ Orchester haben ihren Anteil am innovativen Musikleben der Stadt wie das Münchner Rundfunkorchester, das Münchner Kammerorchester und die Münchner Symphoniker. Es reicht hier einfach nicht der Platz, um dem Musikgeschehen gerecht werden zu können, die Opernfestspiele, die Neue Musik ...

Alte Pinakothek
(SZ Photo)

Nationaltheater
(SZ Photo)



Erwähnt seien wenigstens einige der Münchner Musiktheater, an deren Spitze die Bayerische Staatsoper (Nationaltheater) steht, das Staatstheater am Gärtnerplatz, das wunderschöne Cuvilliéstheater im Rokokostil (Ort der Uraufführung von Mozarts „Idomeneo“) und das Prinzregententheater.

Bleiben wir beim Theater. Die Geschichte des Münchner Theaters (das Kabarett nicht zu vergessen) könnte auch leicht ein eigenes Buch füllen. Die zwei großen Bühnen der Stadt sind die Kammerspiele und das Residenztheater. Zumindest erwähnt seien noch das Volkstheater und das renommierte Kinder- und Jugendtheater, die Schauburg.

Die Kammerspiele wurden von Otto Falckenberg geprägt, unter dessen Leitung Stücke von Bertolt Brecht, Georg Kaiser und Ernst Barlach uraufgeführt wurden. Nach dem Krieg vermochte der neue Intendant Hans Schweikart, Fritz Kortner als Regisseur zu gewinnen (dessen Assistent Peter Stein war). An den Kammerspielen, künstlerisch und politisch engagiert, hat das moderne Gegenwartstheater in München seinen Ort gefunden. Nach August Everding, ihm ist die Renovierung und Wiedereröffnung des Prinzregententheaters und die Gründung der Theaterakademie zu verdanken, folgten Hans-Reinhard Müller und Dieter Dorn als regieleitender Intendant. Zu den mit den Kammerspielen eng verbundenen Dramatikern gehörten unter anderem Heinar Kipphardt, Tankred Dorst, Herbert Achternbusch, Franz Xaver Kroetz, Botho Strauß, Heiner Müller und Bernard-Marie Koltès. Unter Dieter Dorn festigte sich der Ruf der Kammerspiele, einer der besten deutschen Sprechbühnen zu sein. Er leitete die Kammerspiele bis 2001. Dorn, auch das eine Liebesgeschichte mit dem Münchner Publikum, öffnete u. a. dem kabarettistischen Großmeister Gerhard Polt die Türen, dessen Auftritte in den Kammerspielen mit der Biermösl Blosn Legende sind.

2001 kam es zu einem spektakulären, bühnenreifen Akt. Dieter Dorn wurde Intendant des Bayerischen Staatsschauspiels, zu dem das neue Residenztheater gehört. Mit dem Großteil seines Ensembles (u. a. Rolf Boysen, Cornelia Froboess, Sunnyi Melles, Gisela Stein, Thomas Holtzmann und Rudolf Wessely) wechselte er die Straßenseite und wirkte

bis vor Kurzem am – im Vergleich zu den Kammerspielen – als konservativer geltenden Staatstheater. Frank Baumbauer ging gleichsam den umgekehrten Weg. Er, der 1983 bis 1986 das Bayerische Staatsschauspiel leitete, wurde Dorns Nachfolger an den Kammerspielen. Das tat beiden Häusern keinen Abbruch. Baumbauer setzte die erfolgreiche Linie fort. Inzwischen hat Johan Simons die Nachfolge von Frank Baumbauer angetreten – und Martin Kusej folgte Dieter Dorn. Johan Simons, der sich als neuer Intendant im Herbst 2010 mit Joseph Roths „Hotel Savoy“ vorstellte, erfuhr für sein Erzähltheater von Anbeginn viel Lob und Anerkennung. Wie sehr sich der Holländer sogleich auf die bayerische Metropole eingestellt hat, zeigte sich auch daran, dass er den München-Roman schlechthin, Lion Feuchtwangers „Erfolg“, auf den Spielplan setzte, und zwar nicht dramatisiert, sondern als szenische Mammut-Lesung.

Literatur nimmt in dieser Stadt eine bedeutende Position ein. München ist auch Literatur- und Verlagsstadt, die größte in Europa. Die Münchner Bücherschau macht das breite Angebot bekannt, informiert über aktuelle Strömungen und Neuerscheinungen. Die Buch- und Lesekultur wird stark gefördert. In dem 1997 eröffneten Literaturhaus hat die Szene ihre Heimat gefunden. Zahlreiche Buchhandlungen wie Lehmkuhl oder die Literaturhandlung von Rachel Salamander organisieren Lesungen. Die Bibliotheken und Archive spielen natürlich auch eine große Rolle. Neben der Bayerischen Staatsbibliothek sind hier vor allem die Stadtbibliothek und die Monacensia, das größte Literaturarchiv Bayerns, zu nennen. Und es gibt viele Autoreninitiativen, Schreibwerkstätten, traditionsreiche Vereinigungen wie den Seerosenkreis und Tukankreis, junge Initiativen wie die Poetry Slams und große Festivals wie das Literaturfest München, die allesamt zum reichhaltigen und lebendigen literarischen Leben der Stadt beitragen.

Zu allererst wären natürlich die Autoren selbst zu nennen. Zu den Dichtern und Schriftstellern, die nach dem zweiten Weltkrieg hier lebten oder noch immer hier wohnen, gehören u. a. Carl Amery, Friedrich Ani, Annette Kolb, Michael Ende, Wolfgang Koeppen, Walter Kolbenhoff, Helmut Krausser, Asta Scheib, der „Spaziergänger“ Sigi Sommer, Uwe Timm, Joseph von Westphalen und viele andere mehr (Lion Feuchtwanger, Thomas Mann oder Oskar Maria Graf, die der Stadt verbunden waren, aber emigrieren mussten, kehrten aus dem Exil nicht mehr dauerhaft nach München zurück).

So unbestritten der Rang Münchens im Bereich der Hoch- (auch hochsubventionierten) Kultur ist, so schwer tut man sich in der Stadt mit der so genannten Subkultur. Ernsthafte, avantgardistische Kunst mit Anspruch führe da nur ein Nischendasein, lautet eine oft gehörte Klage. Die arrivierte Kultur gilt den

Stadtoberen und dem Staat Bayern nach wie vor als Standortfaktor, der jährlich mit vielen Millionen Euro bezuschusst wird, während junge Künstler, Musiker, Theater- und Filmemacher mit horrenden Mieten für Ateliers und Übungsräume zu kämpfen haben, sofern die überhaupt zu finden sind. Auftrittsmöglichkeiten sind rar und Biotope, in denen ein kultureller Untergrund wurzeln und gedeihen kann, sind eher Mangelware. Und doch gibt es eine alternative Kultur in München, man muss sie nur zu finden wissen, auch und gerade abseits der traditionellen Schauplätze, die sich im Münchner Kulturkalender ihre Stammpplätze längst erobert haben. Beim Tollwood-Festival zum Beispiel kann man kaum noch Überraschendes und Neues entdecken. Perlen findet man da eher schon auf der Seebühne des Theatrons im Olympiapark, wo den ganzen Sommer über Bands der verschiedensten Stilrichtungen bei freiem Eintritt aufspielen. Ob bei Poetry-Slams, Bandwettbewerben, in der freien Theaterszene oder der bildenden Kunst: Die Talente sind in reicher Zahl vorhanden. So denkt die Stadt seit längerer Zeit über ein Kreativ-Quartier, ein Zentrum der freien Szene, nach, das an der Dachauerstraße entstehen wird. Das Kulturreferat hat jetzt einen Ideenwettbewerb initiiert, aus dem sich bis zum nächsten Jahr ein tragfähiges Konzept entwickeln soll, wie sich die Theater- und Tanzgruppen, die Probenräume, die Ateliers, Werk- und Produktionsstätten und Ausstellungsflächen unterbringen lassen und sich der Betrieb einmal gestalten lässt.

L wie **Liebfraudom**
„Wir sind ernst, aber nicht unmutig bei dem Anblick jenes barbarischen Doms, der sich noch immer, in stiefelnachtlicher Gestalt, über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt.“

Es mag sein, dass nicht wenige Münchner dieses kritische Urteil teilen, das Heinrich Heine in seiner „Reise von München nach Genua“ über ihren Dom fällt. Die Münchner lieben ihren Alten Peter, zur Frauenkirche jedoch, der Kathedralkirche des Erzbistums München und Freising, haben viele ein etwas unterkühltes Verhältnis. Man freut sich an ihrem Anblick, hingehen mag man aber nicht. Dies mag nicht zuletzt an der Nüchternheit des Innenraums liegen, der im 19. Jahrhundert aller Ornamentik aus Renaissance und Barock zugunsten neugotischer Kargheit beraubt worden war. So verlieren sich bei sonntäglichen Gottesdiensten meist nur rund 120 Gläubige in dem riesigen Kirchenschiff mit seinen 2000 Sitzplätzen.

Die Domkirche zu unserer lieben Frau, in der Münchner Altstadt gelegen, ist nach Sankt Peter Münchens zweitälteste Kirche. Ihr ursprünglicher Bau von 1271 überdauerte nur zwei Jahrhunderte,

dann brauchte die aufstrebende Stadt etwas Repräsentativeres. Am 9. Februar 1468 legte Herzog Sigismund den Grundstein der heutigen Kirche, das Datum ihrer Weihe aber war unter Historikern lange strittig. Nach letztem Stand der Forschung war es wohl der 14. April 1494, andere Quellen weisen jedoch auf das Jahr 1488 hin. Die Oberleitung des Baus lag bei Stadtbaumeister Jörg Ganghofer, auch Jörg von Halsbach genannt. Der legte den Bau als mächtige dreischiffige Hallenkirche an, deren Mittelgewölbe nur geringfügig höher ansetzen, als die der Seitenschiffe und der Kirche so ihre wuchtige Geschlossenheit verleihen. 109 Meter lang ist der spätgotische Backsteinbau mit seinem umlaufenden Kapellenkranz, 40 Meter breit und siebenunddreißig Meter hoch.

Charakteristikum der Frauenkirche – und ausschweifend photographiertes Wahrzeichen der Stadt – sind die beiden Türme mit den berühmten „welschen Hauben“. Der Nordturm misst 98,57 Meter, der Südturm dagegen nur 98,45 Meter. Die kupfernen, nach venezianischem, also „welschem“ Vorbild gestalteten Hauben wurden den Türmen allerdings erst im Jahre 1525 aufgesetzt. Einige Jahre zuvor, während des Landshuter Erbfolgekrieges, waren noch Kanonen auf den haubenlosen Türmen aufgestellt, die der Verteidigung der Stadt dienen sollten.

Im Inneren des Doms finden sich zahlreiche künstlerisch gestaltete Grabplatten und Sarkophage, die wohlhabende Münchner Bürger gestiftet hatten, um sich bei den Nachgeborenen eines gebührenden Andenkens, höheren Ortes aber ihres Seelenheils in der Ewigkeit zu versichern. So entstanden die einzelnen Kapellen im Dom, in denen sich namhafte Patrizier- und Bürgerfamilien der Stadt ein Denkmal setzten. Berühmte Bischöfe liegen hier, und große Fürsten wie beispielsweise Kaiser Ludwig der Bayer, der in der Fürstengruft unter dem Chor seine letzte Ruhestätte hat. Und auch die Heiligen kommen im Dom zu ihrem Recht. Der Berühmteste ist wohl St. Benno, Bischof von Meissen und Schutzheiliger von München und Bayern. Ein Silberschrein birgt den Schädel und den Bischofsstab des frommen Mannes und in einem Holzschrank bewahrt man seinen Wollmantel. Röntgenuntersuchungen des Gewebes haben ergeben, dass die Grabbeigaben des Heiligen tatsächlich aus dem 11. Jahrhundert stammen.

Die künstlerische Ausgestaltung der Frauenkirche wurde im Laufe ihrer Geschichte häufig verändert. Im letzten Jahrhundert geschah dies zunächst bei der Beseitigung der gewaltigen Schäden, die im Zweiten Weltkrieg entstanden waren, und zuletzt wurden 1994 zum Anlass des 500-jährigen Kirchenjubiläums die Folgen jenes „Bildersturms“ beseitigt, den der Bau 1858 im Zuge der damals modischen Neugotisierung über sich ergehen lassen musste.

Unangetastet aber blieb bei allen Umbauten stets



Frauenkirche
(SZ Photo)



Links: Ehemals das Gebäude der Münchner Neueste Nachrichten, 1945 bis 2008 dann das Redaktionsgebäude der Süddeutschen Zeitung in der Sendlinger Straße.
(SZ Photo / Scherl)

Rechts: Schloss Nymphenburg
(SZ Photo)

der berühmte Teufelstritt. Den hinterließ, einer alten Legende zufolge, Satan höchstpersönlich, der mit dem Baumeister um dessen Seele gewettet hatte, dass man in der Kirche kein einziges Fenster sehen würde. Topp, die Wette galt, und wie der Teufel nach einer Weile nachschauen kam, hatte Baumeister Jörg die Flucht der Säulen so raffiniert angelegt, dass vom Standpunkt des Teufels aus tatsächlich nicht ein einziges Fenster sichtbar war. Da stampfte der Geprellte so wütend mit dem Fuß auf, dass man den Abdruck mit dem Sporn bis heute sehen kann. Beelzebub hat übrigens Schuhgröße 46.

M wie Medienstadt
Um den Titel Medienstadt oder gar Medienhauptstadt streiten sich nicht nur deutschlandweit die Städte, gibt es doch „mit Medien“ viel Renommee (und auch Geld) zu erwerben.

In München erscheinen die Süddeutsche Zeitung, die Abendzeitung, die tz und der Münchner Merkur sowie die Münchner Ausgabe der Bild-Zeitung. Erwähnt seien auch die Zeitschriftenverlage wie der Burda-Verlag (Focus, Bunte ...) und der Condé-Nast-Verlag, der deutsche Ableger des US-amerikanischen Verlages Advance Publications (Vogue, GQ ...), die hier ebenfalls ihren Sitz haben. Gemessen an den Tageszeitungen liegt Berlin vorne (9:5) und an der reinen Anzahl der Buchverlage auch (172:126; 2010). Dies liegt daran, dass der Börsenverein des Buchhandels Konzerne wie z. B. Random House (Dach von 45 Verlagen, davon 40 in München) nur einmal zählt. Wenn man jedoch Umsatz oder Produktion (Erstauflagen) vergleicht, liegt München in Deutschland an erster Stelle und wird weltweit nur von New York übertroffen. Im Jahr 2010 erschienen in München über 9100 neue Titel, ca. zehn Prozent aller deutschen Erstauflagen. Auf dem gesamten Mediensektor arbeiten im Einzugsbereich von München 371.000 Menschen in ca. 29.000 Firmen, die 2009 einen Umsatz von 71 Milliarden Euro erwirtschaftet haben. Das ist heute, nach den krisenhaften Nullerjahren, in denen am Standort 25.000 Jobs abgebaut wurden. Dieser Trend ist jedoch gebrochen, es werden wieder Mitarbeiter gebraucht und



die werden nicht nur als Freie beschäftigt, sondern fest angestellt. Zunehmender Kostendruck lässt andere Standorte wie Berlin für die kostenintensive Filmwirtschaft interessant erscheinen. Filmförderung, Logistik, das technische Umfeld, und nicht zuletzt München selber, bedeuten jedoch eine hohe Attraktion des Standorts. Fast ein Viertel der Top-100-Medienunternehmen Deutschlands haben ihren Sitz in Bayern; allein Arri hat 16 Technik-Oscars gewonnen.

Vom Norden Münchens, Unterföhring, aus betreibt die zweitgrößte private Fernsehsenderkette Europas, ProSiebenSat1, ihr Geschäft. Dort finden sich auch der Münchner Sitz des ZDF und neben dem Standort in Freimann weitere Fernsehstudios des Bayerischen Rundfunks, dessen Hauptsitz (Funkhaus) in der Innenstadt am Rundfunkplatz liegt.

Im Süden befindet sich die Bayerische Landeszentrale für Neue Medien, die mit der Erteilung von 182 Rundfunklizenzen die Rundfunklandschaft gestaltet. Ein gutes Dutzend Lokalradios finden sich über die Stadt verstreut und senden per Funk oder Stream von Traditionellem bis zu Alternativem, wie Radio Lora, für Ihre Hörer. Am südlichen Stadtrand ist das Filmgelände von Geiselgasteig. Über ganz München hinweg werden 40 % aller bundesweiten Umsätze bei filmwirtschaftlichen Unternehmen generiert. Daraus, und aus den Perspektiven der anderen Teile der „Informations- und Kommunikationsbranche“, wächst die Gewissheit, dass München auch auf längere Sicht ein ernsthafter Mitbewerber um den Titel der „Medienhauptstadt“ bleibt.

N wie Nymphenburg

Bei der Aufzählung der schönsten und beliebtesten Orte seiner Stadt dürfte dem Münchner auf Anhieb nur schwerlich das Schloss Nymphenburg einfallen. Zu weit draußen an der westlichen Peripherie gelegen, zu sehr von Touristen überlaufen und vielleicht auch ein wenig zu vornehm und unmünchenerisch mag es wohl manchem erscheinen, das Schloss, das dem Herrscherhaus der Wittelsbacher lange Zeit als Sommersitz diente. Eher schon können sich die Münchner da für die weitläufigen Parkan-

lagen erwärmen, die, durchzogen von Kanälen, den Schlosskomplex umgeben. Gespeist aus dem Flüssen Würm, teilt der Mittelkanal mit seiner großen Kaskade den Nymphenburger Park, der Anfang des 19. Jahrhunderts von Friedrich Ludwig von Sckell geschaffen worden war. Sckell verwandelte den ursprünglichen, im Stil des französischen Barocks gehaltenen Schlossgarten in einen nach englischem Vorbild gestalteten Landschaftspark, und bis zu 2 Millionen Besucher sind es heute jährlich, die sich an den großzügigen Anlagen mit ihren Seen, Tempeln, Putten und Wasserspielen erfreuen.

Die Geschichte des Schlosses Nymphenburg beginnt 1664 mit Kurfürst Ferdinand Maria, der seiner Frau Adelheid von Savoyen zur Geburt des ersehnten Thronerben Max Emanuel ein Schlösschen im italienischen Landhausstil bauen ließ. Jener Max Emanuel hatte 40 Jahre später, nun selbst Kurfürst geworden, wesentlichen Anteil an der Erweiterung des Schlosses. Er veranlasste die Errichtung der beiden Galerien neben dem Hauptschloss und der daran sich anschließenden Pavillons. In einem dieser Pavillons erbaute Giovanni Antonio Viscardi 1713 die Schlosskapelle, die im Zweiten Weltkrieg durch einen Volltreffer zerstört wurde. 1716 wurden die Fassaden nach französischem Vorbild verändert und so erhielt das Schloss sein bis heute gültiges Gesicht. Zahlreiche Erweiterungsbauten kamen im Laufe der Jahre hinzu: die Orangerie im Norden, der Marstall im Süden, die Rondellbebauung vor dem Haupttrakt mit ihren zehn symmetrisch gegliederten Palais für die höheren Hofbediensteten und schließlich der über drei Geschosse reichende „Steinerne Saal“ im Hauptbau, 1795 von François de Cuvilliés vollendet. Im Jahr 1747 gründete Kurfürst Max III. Joseph die Nymphenburger Porzellanmanufaktur, die nach Anfängen im Neudecker „Grünen Schlössl“ 1761 auf das Nymphenburger Schlossareal umzog. Im nördlichen Rondell wurden dort die Produktionswerkstätten errichtet, in denen bis heute feinstes Porzellan von Hand gefertigt wird. 2011 ging das Unternehmen mit seinen 73 Mitarbeitern in die Hände des Prinzen Luitpold von Bayern über, dem auch die Schlossbrauerei Kaltenberg gehört. Das Schloss Nymphenburg hingegen ist seit 1918 Eigentum des Freistaats Bayern. Die ursprünglichen Schlossherren behielten ein begrenztes Wohnrecht, das vom jeweiligen Oberhaupt des Hauses Wittelsbach (derzeit Franz von Bayern) genutzt wird. Zudem ist das Schloss Sitz der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen.

Das Interieur des Schlosses präsentiert sich teils noch im Stil des Barock, teils des Rokoko. Edle Holzvertäfelungen, opulente Wandteppiche, zahlreiche Portraits von Angehörigen der Herrscherfamilie, ein „Chinesisches Lackkabinett“, vier Museen und nicht zuletzt die Schönheitengalerie von König Lud-

wig I. sind die Attraktionen, die von den alljährlich mehr als 300.000 Schlossbesuchern besichtigt werden können. 36 schöne Frauen aus allen Gesellschaftsschichten der Stadt ließ der König für seine Galerie porträtieren und die bekannteste davon ist wohl seine langjährige Geliebte, die Tänzerin Lola Montez. Über diese *Amour fou* musste der alternde Herrscher 1848 sogar seinen Thron aufgeben. Zu den politischen Spannungen des Revolutionsjahres gesellte sich die Empörung der Münchner über das provozierend zur Schau gestellte Luxusleben der Tänzerin, die von dem verliebten Regenten gar geadelt und mit einer exorbitant großzügigen Apanage samt eines Palais in der Barer Straße ausgestattet worden war. Am 20. März 1848 dankte Ludwig zugunsten seines Sohnes Maximilian II. ab. Lola aber musste bei Nacht und Nebel vor dem Volkszorn aus München fliehen.

O wie Olympia

Als am 6. Juli 2011 die Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees mit großer Mehrheit für die Winterspiele 2018 in Pyeongchang votierten, trug man die Abstimmungsniederlage alles in allem mit Gelassenheit, die Enttäuschung hielt sich doch eher in Grenzen. München wäre die erste Stadt in der olympischen Geschichte gewesen, die sowohl Sommer- als auch Winterspiele ausgerichtet hätte. Kurz nach der Entscheidung wurden aber Stimmen laut, man solle einen weiteren Anlauf nehmen – für 2022. Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) zeigt sich offen für eine erneute Bewerbung Münchens um die Winterspiele. Zumindest bleibt München als möglicher Austragungsort im Gespräch. Die Bewerbungsfrist für die Winterspiele 2022 endet erst im Herbst 2013. Bis dahin wird man beobachten, ob ein zweiter Anlauf nicht doch Aussicht auf Erfolg hat. Ohne Olympia dürfte es jedoch in München schwer sein, noch einmal einen Aufbruch ähnlich wie bei den Sommerspielen von 1972 hinzukriegen.

Als Ende Oktober 1965 das deutsche IOC-Mitglied Willi Daume den Münchner Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel ermunterte, München solle sich um die Olympischen Spiele 1972 bewerben, war das in Anbetracht des noch nicht überwundenen Kriegstraumas eine gewagte Idee. Würde das Ausland Deutschland und München, einst Treibhaus der NS-Bewegung, schon wieder vertrauen? Aber man erkannte die einmalige Gelegenheit, die Spiele zur Darstellung eines veränderten, freiheitlich-demokratischen Deutschland zu nutzen. Heitere Spiele: Das war das Versprechen des Olympiakandidaten München gewesen, und darin lag mehr als die Aussicht auf ein beschwingtes Sportfest. Es war die Verheißung größtmöglichen Abstands zu den Propagandaspielen der Nazis 1936. Nicht pompös, nicht steif und schon gar nicht militärisch würde man sich präsentieren,

sondern locker, entspannt, weltoffen, jugendlich und modern. Ein neues Deutschland sollte es sein, und es wollte auch ein Stück weit abrücken vom Gigantismus der Spiele, wie er längst üblich geworden war. Letzteres hat man nicht durchgehalten, die anfangs geschätzten Kosten von 520 Millionen Mark haben sich am Ende fast vervierfacht: 1.972 Milliarden Mark. Am heftigsten war die Preisexplosion der vielgerühmten Dachkonstruktion, von ursprünglich geplanten 18 Millionen auf 195 Millionen. Aber man bewies auch Kreativität im Bemühen, das Geld wieder hereinzuholen. Einen großen Teil prägte man einfach. Die Bundesbank ließ silberne Olympiamünzen verkaufen. Diese Aktion deckte ein gutes Drittel der Gesamtkosten. Ursprünglich sollten die Kosten von Bund, Land und Stadt zu gleichen Teilen getragen werden, da der Bund aber seinen Anteil erhöhte, musste München aus seiner Kasse letztlich 154 Millionen Mark aufbringen. Eine Summe, die gut angelegt war. Schließlich gaben die Sommerspiele der Stadt eine enorme Schubkraft. Das Millionendorf wurde zur Weltstadt, mit einer ausgebauten U-Bahn, mit einem neuen Stadtteil und dem schönsten Stadion der Welt. Das Heitere aber, der Wunsch, bei allem Perfektionismus leicht und frisch daher zu kommen, wurde Wirklichkeit. München leuchtete (wieder). All die sanften Regenbogenfarben, in die der Designer Otl Aicher die Münchner Spiele eingekleidet hatte, schienen bald sichtbarer Ausdruck einer ganz besonderen Stimmung zu sein.

Fröhlich war es, bis am Morgen des elften Wettkampftages plötzlich Schluss war mit der Heiterkeit und allem Zauber. Mitten im olympischen Frieden begann am Morgen des 5. September ein blutiges Geiseldrama. Palästinensische Terroristen überfielen die Sportler aus Israel in ihrem Quartier im olympischen Dorf. Sie ermordeten den Ringertrainer Mosche Weinberg und den Gewichtheber Josef Romano und nahmen neun Geiseln, die später beim Zugriff der Polizei auf dem Flughafen Fürstenfeldbruck getötet wurden. Am Ende der Tragödie waren 17 Tote zu zählen, darunter elf israelische Opfer. Das neue Deutschland hatte sich als naiv und blauäugig erwiesen. Das Olympische Dorf wurde kaum bewacht, die Terroristen konnten über den Zaun klettern, niemand hielt sie auf. Der Anspruch auf heitere Spiele wurde zum Schicksal. Die schöne Idee wurde grausam bestraft. Kaum jemand konnte sich vorstellen, dass man nach dieser schrecklichen Zäsur würde zurückkehren können zum sportlichen Spiel. Doch der Präsident des IOC, Avery Brundage, setzte nach einer kurzen Unterbrechung die Fortführung der Spiele durch. Und so kam es zu diesem Satz für die Geschichtsbücher, gesprochen bei der Trauerfeier am 6. September im Olympiastadion: „The Games must go on!“ Die Spiele gingen weiter, waren aber nicht mehr dieselben.

P wie Parks und Gärten

Das Image Münchens ist grün. Trotzdem ist München eine der am stärksten versiegelten Städte Deutschlands. Meisterlich kaschiert wird dieser Eindruck von den Alleen im Stadtgebiet, die von rund 100.000 Bäumen gesäumt werden. Die restlichen 600.000 städtischen Bäume verteilen sich auf 1189 Parks und Grünflächen. Das grüne Stadtbild wird von gärtnerischen Großveranstaltungen (IGA 1983, BuGa 2005) bis hin zu Kleinaktivisten (Guerilla-Gärtner und Grünpaten) gepflegt.

Die Parkgeschichte der Stadt beginnt 1613 mit dem Hofgarten. Nach dem Vorbild italienischer Renaissance-Gärten ist er streng geometrisch angelegt und heute eine Oase nicht nur für Boule-Spieler. 1728 folgt der Nymphenburger Schlosspark, der noch das Pompöse des Feudalismus herausstellte. Mit dem Englischen Garten änderte sich die Architektur von einer strengen, die Natur unterwerfenden Haltung zu einem optisch sanfteren, die Natur nachahmendem Gepräge.

Die Integration von Natur und Architektur, die 1972 im Olympiapark entstand, gelang dermaßen, dass sie einen Weltstandard in der Landschaftsarchitektur definierte.

Der Westpark, ein „Überbleibsel“ der Internationalen Gartenausstellung (IGA) von 1983, spiegelte bei seiner Erschaffung die Ideen der damals noch jungen Öko-Bewegung wider, mit naturnah belassenen Waldstücken und vielen Biotopen. Ein besonderer Schwerpunkt der IGA war Asien, der auch zur Wiederansiedelung des Gingko-Baumes anregte. In der angrenzenden Gilmstraße stehen die Urbäume entlang der einzigen Gingko-Allee Münchens Spalier.

Beim letzten Garten-Großereignis in München, der Bundesgartenschau (BuGa) 2005 auf dem früheren Flughafengelände von Riem fand das Gegenteil statt. Es wurden Strecken, Flächen und scharfe Winkel zelebriert, was nüchterne Leute begeisterte, aber keinen Platz für Romantiker oder Schnörkel lies. Im Gegensatz zu den vielen früher entstandenen Parks, die sich noch als Fest für den Herrscher begriffen, wie der 1911 eingeweihte Luitpold-Park zu Ehren des gleichnamigen Prinzregenten. Das Zentrum bildet ein Obelisk und der ursprüngliche Baumbestand waren 90 Linden und 25 Eichen, entsprechend dem Alter und der Regierungsjahre des Prinzregenten.

Ein besonderer Fall ist der Botanische Garten, der angrenzt an den Nymphenburger Schlosspark, aber nicht dem Prunk huldigt, sondern sich der Wissenschaft widmet. In der jetzigen Form besteht er seit 1914. Mit seinen 22 Hektar und 14.000 Pflanzenarten aus allen Klimazonen der Erde wird er jedes Jahr von bis zu 400.000 Aficionados besucht, die sich zum Beispiel während der Schmetterlingsschau in die Tropen versetzt fühlen.

Direkt oberhalb der Theresienwiese liegt eine unbekanntere Grünzone, der Bavariapark. Im Schatten der Bavaria, die als „begehbare Frau“, und erste Monumentalstatue seit der Antike aus gegossener Bronze, Furore machte, liegt der gut acht Hektar große Platz. Er bietet nichts Spektakuläres, einfach nur eine schöne Wiese mit vielen Bäumen für die Bewohner des Viertels. Ganz neu ist der Petuelpark. Der liegt auf der Decke des Petueltunnels, in dem die 120.000 Autos verschwinden, die vorher hier entlang der Grenze zwischen Schwabing und Milbertshofen oberirdisch fuhren.

Ein besonders lauschiges Plätzchen ist der städtische Rosengarten, nicht der im Westpark, sondern der neben dem Schyrenbad. Dort findet man ein stilles Meer von 8.500 Rosen aus 200 Sorten, liebevoll gepflegt von den Stadtgärtnern und bewundert von den Besuchern, die hier die Hektik der Stadt vergessen im Duft der Königin der Blumen.

So kann man in der ganzen Stadt Winkel, Nischen und Hinterhöfe finden, die einen daran erinnern, wie schön es sein kann, mit offenen Sinnen durch die Stadt zu gehen.



Q wie Querdenker

München hat eine Menge an Originalen hervorgebracht. Am häufigsten wird wohl Karl Valentin, das Komiker-Genie erwähnt. Kurt Tucholsky schreibt in seiner Weltbühne den vielzitierten Satz: „Karl Valentin ist ein seltener, trauriger, unirdischer, maßlos lustiger Komiker, der links denkt.“ Valentin, der Linksdenker bzw. Querdenker, dieses Etikett bleibt an ihm haften. Man wird ihm nicht gerecht, wenn man ihn „nur“ als Wortakrobaten oder Komiker charakterisieren würde. Seine Figuren sind tragische Helden, verstrickt im Geflecht einer feindlichen Wirklichkeit. Sie möchten begreifen, verstehen, nehmen dabei die Sprache wörtlich, und wenn sie mit unerbittlicher Logik den Worten auf den Grund zu gehen versuchen, versinken sie im Bodenlosen. Es ist der verzweifelte Versuch, der Dinge dennoch Herr zu werden – und scheitern. So komisch das alles ist,

so ist es doch traurig zugleich. Karl Valentin war bei den Intellektuellen beliebt (u.a. Bertolt Brecht) und anerkannt, traf aber auch den Nerv der einfachen Leute. Er feierte – mit Liesl Karlstadt, die 1912 seine kongeniale Partnerin wurde – Triumphe bei Bühne und Film. Aber die Erfolge waren nicht von Dauer. In den 1930er Jahren erlebten er und Liesl Karlstadt mit einem Panoptikum ein finanzielles Desaster. Und die skurrile Komik war nicht unbedingt das, was sich die Nazis unter deutscher Kunst vorstellten. Aber auch in der Nachkriegszeit misslang der Neuanfang auf eine ihn deprimierende Weise. Sein Humor fand keinen Anklang mehr. Wenige Monate vor seinem Tod soll Karl Valentin gesagt haben, überall in der Welt sei er beliebter als in seiner Heimatstadt München. Und doch ist er vielleicht der „Münchenerische aller Münchner“ gewesen, so Oskar Maria Graf.

R wie Residenzstadt

Der Geburtshelfer des neuen Bayern war Kaiser Napoleon. Im Herbst 1805 hatten Kurfürst Max Joseph und sein Minister Montgelas Bayern aus der Allianz mit Österreich und Russland herausgeführt und sich mit Frankreich verbündet. Der Lohn war die Krönungskrone. Am Neujahrstag, dem 1. Januar 1806, zieht der Landesherr durch Münchens Straßen und verkündet, dass der Kurfürst Max Joseph nun König ist. Der Akt der Erhebung in der Residenz hat nur wenige Minuten gedauert.

Eine glückliche Volte des Schicksals, wie es scheint. Tatsächlich taktierten die Bayern seit Jahren schmerzhaft zwischen den rivalisierenden Großmächten Österreich und Frankreich und kämpften um ihr Überleben. Sie waren in dieser Zeit in wechselnden Allianzen in sieben Kriege verstrickt, ihre Schaukelpolitik war riskant. Auch die Hauptstadt München kommt nicht zur Ruhe, die Bevölkerung musste am laufenden Band Truppeneinzüge, Kontributionen und Einquartierungen erdulden.

Und auch die Krönung bedeutete nicht das Ende vielen Ungemachs. 1809 tauchte Napoleon noch einmal in München auf. In mehreren Schlachten hatte er vorher mit bayerischer Hilfe die Österreicher zurückgeschlagen. Im Schicksalsjahr 1812 zwang er das bayerische Heer, mit ihm nach Russland zu ziehen. Der Feldzug endete in einer Katastrophe: Von den 30.000 bayerischen Soldaten kehrten nur wenige zurück. Die Bayern wollten mit Napoleon nichts mehr zu tun haben, wenige Tage vor der Völkerschlacht bei Leipzig schlug sich König Max I. schließlich auf die Seite der Alliierten. Aus Wut über den Verrat des Bayernkönigs schwor Napoleon Rache: „Nein, keinen Frieden, ehe ich nicht München in einen Aschenhaufen verwandelt habe.“ Nur, er kam nicht mehr dazu, München zu zerstören. Am 6. April 1814 dankte Napoleon ab, 1821 starb er als Verbannter auf der Insel Helena.

Karl Valentin und
Liesl Karlstadt
(SZ Photo /
Scherl)



Residenz und
Hofgarten (SZ
Photo)

Was aber vor allem aus diesem französischen Intermezzo blieb, waren die Königskrone und der Impetus, aus dem verwinkelten, mittelalterlichen München eine auch äußerlich moderne Haupt- und Residenzstadt zu machen. Ihr bisheriger Charakter mit dem engen, noch mittelalterlich geprägten Kern, änderte sich fortan radikal.

Die Stadterweiterung verlief um drei Kernpunkte herum: die Residenz im Zentrum, die Maxvorstadt im Westen und die Ludwigstraße nach Norden.

Zunächst wurde die Ludwigstraße von der Feldherrnhalle bis zum Siegestor gebaut. Maximilians Sohn Ludwig I. und sein Architekt Leo von Klenze rissen am heutigen Odeonsplatz das alte Stadttor nieder und schütteten den mittelalterlichen Burggraben zu. Klenzes herausragende Prachtbauten am Beginn der Ludwigstraße sind der Odeon-Konzertsaal (im Zweiten Weltkrieg zerstört, heute Innenministerium) sowie das direkt benachbarte Leuchtenberg-Palais (heute Finanzministerium).

Auch die Ludwigskirche in Höhe Schellingstraße – benannt nach dem Heiligen Ludwig – die Universität und die Staatsbibliothek prägen die Ludwigstraße. Dazu kommen an den jeweiligen Zielpunkten der Prachtmeile die Feldherrnhalle und das Siegestor. Diese Gebäude stammen von Klenzes erbittert bekämpftem Gegenspieler Friedrich von Gärtner. Der Stilmix wird heute von Architekturrexperten gelobt, denn so sei eine klassizistische Monotonie der Straßenanlage vermieden worden.

Die Maxvorstadt ist nach keinem anderen als dem ersten bayerischen König Maximilian I. benannt. Sofort nach seiner Krönung 1806 hatte der König die Planung in Auftrag gegeben, als erste Stadterweiterung überhaupt. Fünf Jahre dauerte die Zusammenstellung der genauen Pläne. Bis dann aber gebaut wurde, verging noch einige Zeit. Erst nach 1825 entstand der Großteil der Maxvorstadt. Da saß bereits Ludwig I. auf dem Thron und dieser ließ seine Vorstellungen von einem "Isar-Athen" verwirklichen.

Westlich der alten Residenz wuchs ein rechtwinkliges Straßennetz, das sich auch heute noch schön zu Fuß ablaufen lässt. In diesem Viertel entstanden unter anderem der Karolinenplatz mit dem Obelisken und der Königsplatz.

Speziell am Königsplatz frönte der König besonders intensiv seiner Leidenschaft für Griechenland und die Kultur der Antike – mit der Glyptothek, einem Museumsbau für die Sammlung von Steinplastiken, dann mit dem Gebäude, in dem heute die Staatliche Antikensammlung untergebracht ist, und mit den 1848 bis 1860 von Klenze errichteten Propyläen.

Um 1900 war die Maxvorstadt fast lückenlos bebaut. Kunst, Kultur und Bildung prägten schon damals die Gegend. Und auch heute noch hat das Viertel überdurchschnittlich viele Einrichtungen im kulturellen und künstlerischen Bereich. Die jüngsten Baumaßnahmen bildeten die Pinakothek der Moderne im Jahr 2002 und das Museum Brandhorst 2009. Außerdem haben auch viele Hauptverwaltungen von Banken, Versicherungen und Konzernen hier ihren Sitz. So gehört der Bayerische Rundfunk ebenso noch zum Stadtviertel wie auch ein Großteil der Münchner Finanzämter oder die Spaten-Löwenbräu-Gruppe.

Die alte Residenz schließlich wurde umfangreich ausgebaut, zum Beispiel auch mit der damals so reich an Gemälden und Verzierungen ausgestatteten Allerheiligenhofkirche und mit weiteren repräsentativen Trakten. An der Ostseite der Residenz entstand die imposante Hofreitschule, die man heute unter dem Begriff Marstall kennt. Nach Norden hin entstand der großzügige Residenzgarten, nach Süden wurden Oper und Staatstheater erweitert und nach Westen öffnete sich der Odeonsplatz, Ausgangspunkt der neuen Ludwigstraße. Die Residenz rückte so von seiner mittelalterlichen Randlage entlang der Stadtmauer ins Zentrum der „Residenz“-Stadt. Die Stadtresidenz wurde dabei in gerader Achse über die Maxvorstadt und die „Nymphenburger Landstraße“ mit der Sommerresidenz verbunden, dem Schloss Nymphenburg.

Mit der Erhebung zum Königreich 1806 begann der Durchbruch Münchens auf dem Weg zu einer Hauptstadt eines deutschen Mittelstaates im 19. Jahrhundert. Damit prägte sich auch ein stärkeres Selbstbewusstsein der Münchner als Hauptstädter aus. Angesporn wurde das wachsende Selbstgefühl wegen des Zuzugs der Universität und mit dem Aufbau der Staatsbibliothek.

Kulturelle Glanzlichter wie das Nationaltheater und eine Fülle neuer Museen (von der Pinakothek bis zur Glyptothek) brachten Leben in die Stadt: Der Zuzug von Professoren aus ganz Deutschland, von Künstlern und Literaten frischte das behäbige Stadtleben auf. Der Aufbau eines komplexen Verwaltungsapparates für das um Franken und Schwaben

erweiterte Königreich bedeutete in München ein stetiges Wachstum. Was Ludwig I. mit dem Ruf Münchens als Isar-Athen begründen wollte, setzte sein Sohn Maximilian II. in Wissenschaft und Forschung fort: München sollte konkurrenzfähig zu europäischen Hauptstädten sein.

S wie Sportstadt

„No sports“ beschied Winston Churchill einst knapp und bündig, doch diesem Motto mag der Münchner nicht so recht Folge leisten: München ist eine Stadt des Sports.

Fast 700.000 Münchner sind in den 675 Sportvereinen der Stadt organisiert und das Angebot an Sportstätten ist mannigfaltig: 3.250 Anlagen, Hallen und Bäder etc. stehen dem sportlichen Münchner zur Auswahl. Und auch im Bereich des Spitzensports kann sich München sehen lassen, auch wenn etliche Versuche, Spitzenteams aus anderen Disziplinen als dem Fußball in der Stadt zu etablieren, im Laufe der letzten 20 Jahre gescheitert sind. Am hartnäckigsten waren dabei die Eishockeyspieler: Sobald ein Erstligaklub aufgeben musste, stand schon ein neuer Verein in den Startlöchern, um sein Glück zu versuchen. EC Hedos, Maddogs, Barons kamen und gingen und momentan ist es der EHC München, der in der DEL ums Überleben kämpft. Auch im Handball versuchten Mäzene wie Urs Zondler und Ulrich Backeshoff der Stadt langfristig zu einem Erstligateam zu verhelfen, aber sowohl der MTSV Schwabing als auch der TSV Milbertshofen scheiterten an mangelndem Erfolg und Zuschauerinteresse. Ähnlich erging es den Volleyballern und auch im Basketball war der Stadt lange kein nachhaltiger Erfolg beschieden, bis der FC Bayern das ehrgeizige und bislang erfolgreiche Projekt startete, seine Basketballabteilung in der Bundesliga zu etablieren.

Und mit dem FC Bayern München ist man auch schon beim zentralen Sportthema der Stadt, die ja recht eigentlich eine Stadt des Fußballs ist.

Schon in ganz jungen Jahren verpasst das Schicksal in Gestalt von Vater, Opa oder großem Bruder dem Münchner eine Determinierung, der er dann Zeit seines Lebens zu folgen gezwungen ist. Jene frühkindliche Prägung macht ihn nämlich entweder zum „Blauen“, oder zum „Roten“, und diese Farbenlehre bedeutet in München weit mehr als nur die Anhängerschaft zum TSV 1860 München (blau) oder zum FC Bayern München (rot). Ganze Welten trennen diese beiden Traditionsvereine samt ihrem Anhang und nur auf den ersten Blick mag man das Los des rot Geprägten für leichter erträglich halten, als das seines Antagonisten. Gehärtet durch die zahllosen Schicksalsschläge, die seinen Verein – und damit ihn – permanent ereilen, lernt der Fan der Löwen nämlich früh, die Wechselfälle und Fährnisse des Lebens mit stoischer Gelassenheit zu ertragen, im-

mer gewiss, dass der nächste Tiefschlag ohnehin so unweigerlich wie unabwendbar folgen wird. Für den Bayernfan hingegen, verwöhnt und übersättigt durch die zahllosen Erfolge seines Clubs, bedeutet ein dritter Tabellenplatz schon eine gelinde Katastrophe und eine Saison ohne Titelgewinn stürzt ihn in eine tiefe Lebenskrise. Zudem ist er gezwungen jahrein, jahraus mit den Anfeindungen zu leben, die seinem ungeliebten Verein aus einem neidischen Fußballdeutschland entgegenschlagen. Dabei waren die Sechziger einst die unumstrittene Nummer Eins der Stadt und ihr 1911 bezogenes Stadion im Arbeiterstadtteil Giesing die Wiege des Münchner Fußballs. Seit sie jedoch 1966 Deutscher Meister wurden, mit Spielern deren Namen jeder richtige Fan noch heute so auswendig hersagen kann wie der Karl-May-Leser den des Hadschi Halef Omar – Radenkovic, Wagner, Patzke, Perusic, Reich, „Atom-Otto“ Luttrop, Heiß, Küppers, Brunnenmeier, Konietzka, Grosser hießen die Glorreichen – seitdem ging es unaufhaltsam bergab mit den Löwen und genauso unaufhaltsam erfolgte parallel dazu der Aufstieg der Bayern. Während unfähige Präsidenten wie der einstige CSU-Abgeordnete Erich Riedl die Blauen immer weiter herunterwirtschafteten, bis sie schließlich 1982, sportlich und finanziell bankrott, in der Amateurliga landeten, erlebte der FC Bayern sein goldenes Zeitalter. Spieler wie Maier, Müller, Beckenbauer, Hoeneß, Breitner, „Bulle“ Roth oder „Katsche“ Schwarzenbeck standen für unwiderstehlichen Erfolgsfußball und zahllose deutsche wie internationale Titel. So verweilen also die Bayern bis heute in der Bel Etage des Fußballs, während sich die Löwen durch die Ebenen der zweiten Liga mühen, den Aufstieg stets so sehnlichst wie (vorläufig) unerreichbar vor Augen. Sogar die Lokalderbys, einst wochenlang einziges Gesprächsthema der Stadt, verkamen zu sportlich belanglosen Freundschaftsspielen. Wie anders war das doch ehemals! Die Bedeutung eines Derbysiegs war in der Stadt kaum zu überschätzen, seitdem die Bayern 1912 den ersten Vergleich 3:0 gewonnen hatten. Auch 1919, kaum dass der Erste Weltkrieg verloren war, Kurt Eisner ermordet und seine Räterepublik in Blut ersäuft, gab es sofort ein Derby, und gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, am 26. August 1945 spielte man auch schon wieder gegeneinander – zugunsten der Opfer des Nationalsozialismus. Unerwähnt bleiben darf dabei nicht, dass etliche ehemalige Mitglieder des so genannten „Judenvereins“ FC Bayern, unter anderem der emigrierte ehemalige Clubpräsident Kurt Landauer, zu den Leidtragenden der Nazi-Diktatur zählten. Der stolz sich „Arbeiterverein“ nennende TSV hingegen war in jener unseligen Zeit ein tiefbrauner Hort der SA. Eine klaffende Wunde in der Vereinsgeschichte ist das, die jeden anständigen Fan bis heute bitter schmerzt. In unseren Tagen ist der Vorstand des TSV 1860 ein



Wacker München
gegen TSV 1860
München, 1919
(SZ Photo /
Scherl)

„Austragsstüberl“ für Politiker der vergleichbar chronisch erfolglosen bayerischen SPD, während sich in den VIP-Logen des FC Bayern vornehmlich das schwarze Spitzenpersonal des Freistaats tummelt.

Inzwischen ist bei den Löwen wieder einmal ein „Hoffnungsträger“ aufgetaucht: Ein schwerreicher Bauunternehmer aus Jordanien ist es diesmal, von der Lokalpresse „der Scheich“ genannt, der den Verein im Sommer 2011 zunächst haarscharf vor der Insolvenz bewahrte, dann aber zunehmend eindeutige Machtansprüche im Verein anmeldete und demnächst wohl den aufrechten Präsidenten Dieter Schneider aus dem Amt drängen wird. Den Geldhahn werde er zudrehen, lässt der Scheich ausrichten, wenn er seinen Willen nicht bekäme, und so ist es bei Sechzig wieder wie es immer ist: Das Ende ist nah.

SCH wie Schwabing

Schwabing ist tot.

Niemand weiß, wie oft dieses apodiktische Urteil schon gefällt wurde, aber all jene, die es aussprachen in den letzten 130 Jahren, meinten doch damit stets Ihr Schwabing, das Schwabing ihrer jungen und wilden Jahre, das Schwabing, das sie kannten, liebten und verstanden. All jene Schwabinger Gestalten, jene „Maler, Kabarettisten, verkrachten Existenzen, begabten Zuhälter, Säufer, Kokainisten und Gelegenheitskokotten, Schieber und Studenten, kunstgewerblichen Mädchen und pazifistischen Dichter“ (so Oskar Maria Graf), die zu allen Zeiten das Ende Schwabings verkündeten – sie betrauerten damit in Wahrheit doch das Ende ihrer eigenen Jugend.

Aber was ist Schwabing eigentlich? Zunächst ein Münchner Stadtviertel natürlich, nördlich des Zentrums gelegen und mit etwa 100.000 Einwohnern das größte der Stadt. Ein Bauerndorf ursprünglich, einige Gehöfte, eine Kirche, von Feldern umgeben und mehr als 400 Jahre älter als die Landeshauptstadt, in die es 1890 eingemeindet wurde.

Und sonst? Ein Mythos? Ein Gefühl? Ein Traum? Kein Ort, sondern ein Zustand sei Schwabing, meinte Franziska zu Reventlow, die „tolle Gräfin“, Malerin,

Schriftstellerin und Muse der avantgardistischen Künstler-Bohème Schwabings; der Geistesgrößen, Poeten und Visionäre, die sich seit den 1890er Jahren an diesem Ort zusammenfanden, um dort zu leben, zu lieben, zu arbeiten und zu feiern und die so den Ruf begründeten, von dem Schwabing bis heute zehrt. Die Brüder Heinrich und Thomas Mann, Frank Wedekind, Erich Mühsam und Lenin, Max Halbe, Roda Roda, Paul Klee und Alfred Kubin, Wassily Kandinsky, Lovis Corinth und Franz Marc, Ludwig Thoma und Joachim Ringelnatz, der Dichter Klabund nebst Freundin Marietta di Monaco – nahezu endlos ist der Reihe der echten oder eingebildeten Genies, die damals „Wahnmoching“ und seine Kneipen wie das „Simplicissimus“ oder das „Café Stefanie“ bevölkerten, oder aber auf den legendären Künstler-Faschingsbällen Dinge taten, die dem braven Münchner Bürger die Schamesröte ins Gesicht und wohlige Schauer über den Rücken trieben.

Doch auch eine dunklere Seite hatte diese goldene Zeit Schwabings: rund um Dichter wie Ludwig Derleth, Alfred Schuler, Ludwig Klages und zunächst auch Stefan George bildeten sich esoterische, kosmische Energien beschwörende Zirkel aus Propheten eines kommenden Reichs und Anhängern dionysisch-ekstatischer Kulte. Gemeinsam war ihnen das Streben nach einem elitären Ästhetizismus, der in den antisemitischen Kult des arisch-germanischen „Bluterbes“ münden sollte. Von solcherlei okkultem Mummenschanz war der Weg zum Hakenkreuz nicht weit, auch wenn umstritten ist, in welchem Maß dort geistige Grundlagen der völkisch-rassistischen Ideologie der Nationalsozialisten gelegt wurden.

Als deren Barbarei überstanden war und die Stadt in Trümmern lag, erwachte Schwabing langsam zu neuer Blüte. Sein kulturelles Herz wurde wiederbelebt von einer Generation kriegsmüder und lebenshungriger junger Menschen. Ateliers wurden instand gesetzt, Lokale in Ruinenkellern eröffnet und Kabarettbühnen gegründet, als Bekannteste wohl die Münchner Lach- und Schießgesellschaft, 1956 vom Berliner Journalisten Sammy Drechsel und Dieter Hildebrandt aus der Taufe gehoben.

Nicht nur in Schwabing, sondern überall in der westlichen Welt, erwachte mit den sechziger Jahren ein neues Selbstbewusstsein der studentischen Jugend, doch in Schwabing manifestierte es sich besonders früh. Was als „Schwabinger Krawalle“ in die Stadtgeschichte eingehen sollte, begann im Sommer 1962, als jugendliche Straßenmusikanten um 22:30 Uhr nicht zu spielen aufhören mochten. Es kam zu Rangeleien mit den herbeigerufenen Polizisten, die Situation eskalierte, und in den folgenden 4 Tagen und Nächten entbrannten wilde Straßenschlachten zwischen bis zu 40.000, meist jugendlichen Protestanten und der zum Teil berittenen Polizei. Die öffentliche Kritik, die an dem übertrieben harten Ein-

greifen der Polizei laut wurde, führte in der Folge zur Einführung der so genannten „Münchner Linie“, einer Deeskalationsstrategie, die unter Federführung des Polizeipräsidenten Manfred Schreiber entwickelt worden war.

Nun begannen die Swinging Sixties, mit Jimi Hendrix im „Big Apple“ und im „Blow Up“, mit dem „PN“, dem „domicile“ und der „Klappe“, überhaupt der ganzen legendären Leopoldstraße, wo die schönsten Mädchen der Stadt vor den Eisdielen flanierten, in denen Regisseure wie Werner Enke und Klaus Lemke Ausschau hielten, nach Stoff für ihre Filme und nicht nur für die. Es entstanden Einkaufszentren wie das Schwabylon und das Citta 2000 und in den siebziger Jahren erschien Schwabing als Inbegriff der Modernität.

Seit den Achtzigern ging es dann bergab. Dönerbuden reihten sich nun an Spielhallen und Schachtelkinos; Hamburgerfilialen und Pilspubs verdrängten alteingesessene Lokale und die potemkinschen Fassaden, die von einst noch übrig waren, drehte man den Touristen als authentisches Schwabinger Lebensgefühl an.

Heute wird aufgeräumt. Gentrifizierung heißt das Rezept, nach dem in immer gleicher Manier einem Münchner Stadtteil nach dem anderen heimgeleuchtet wird. Die alten Mieter, die alten Kneipen, die alten Geschäfte werden verdrängt, die Häuser aufwändig saniert und dann zu Quadratmeterpreisen vermietet, für die man anderswo in der Republik Immobilien kaufen kann. Schwacher Widerstand regt sich noch hie und da, zuletzt, als die legendäre Absturzkneipe „Schwabinger Sieben“ weichen musste, aber mehr als letzte Zuckungen sind das wohl nicht mehr.

T wie Tracht, Trödel und Tradition

Tradition und Moderne: Nicht immer werden die Gegensätze betont. In der geflügelten Redewendung „Laptop und Lederhose, die vom ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog geprägt wurde, vom früheren Ministerpräsidenten Edmund Stoiber und der CSU dann übernommen, kommt eine vermeintlich geglückte Symbiose von Tradition und Fortschritt bzw. Hochtechnologie zum Ausdruck.

Die Lederhose steht als Symbol für die Verwurzelung der Bayern in ihrer Tradition. Der Flaneur wird in der Landeshauptstadt jedoch höchst selten Frauen in Tracht oder im Dirndl und Männer in Lederhosen sehen. Es sei denn, es ist Wiesn-Zeit. Aber auffallend sind in der Innenstadt die zahlreichen Dirndlgeschäfte und Trachten-Outlets, die sich erst seit einigen Jahren ausgebreitet haben. Wie ist das zu erklären, wenn man weiß, dass es beim ersten Oktoberfest 1810 noch gar keine Dirndl gab? Das Dirndl kam erst Ende des 19. Jahrhunderts auf, es war das Arbeitsgewand der Mägde und der Dienstmädchen, das in der Stadt nicht getragen wurde. Erst

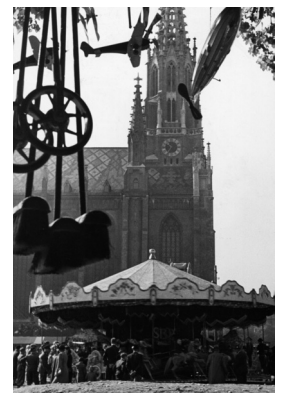
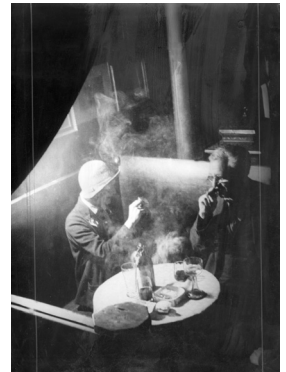
als die Münchner Oberschicht gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Sommerfrische in den Alpen entdeckte, ließen sich die Frauen Gewänder schneidern, die dem Dirndl ähnelten. Die Verbreitung des Dirndls entspringt also der Vorstellung des Stadtbewohners vom Land. Kleidung ist Zeichensprache.

Mit den Olympischen Spielen ging es weiter. Die Designer ließen sich etwas Neues einfallen. Sämtliche Hostessen trugen hellblaue Dirndl mit weißen Blusen in Anlehnung an die Farben des bayerischen Himmels. Das war nett anzusehen und gefiel offenbar auch dem schwedischen Kronprinzen, der Silvia Sommerlath in diesem Dirndl kennenlernte und schließlich heiratete.

Vielleicht brachte die Olympiade den endgültigen Erfolg für das Dirndl, aber die Verbindung von Oktoberfest und Tracht ist hingegen neueren Datums. Noch vor einiger Zeit hätte sich kein junger Münchner vorstellen können, etwas anzuziehen, was nur im Entferntesten an Tracht erinnert. Diese Kleidung war doch rückständig. Vor etwa zehn Jahren kam die Trendwende. Heute sind diejenigen in der Mehrheit, die meinen, dass es unbedingt angesagt sei, mit fescem Dirndl oder Lederhose auf die Wiesn zu gehen, freilich aufgepeppt – in allen möglichen Längen, wilden Variationen und schrägen Kombinationen. Traditionalisten beklagen, dass die Wiesnmode mit Tracht nichts zu tun hat. In München existierte nie eine ureigene Tracht, die gab und gibt es – streng festgelegt – nur in den einzelnen Regionen. Das Dirndl hingegen ist ein modisches Phänomen, ein verspielter Umgang mit Brauchtum. Auf dem Oktoberfest sollte man die Wiesnmode nicht bierernst nehmen.

Nun, authentisch oder nicht, Tradition liegt im Trend. Ziemlich unverfälschtes München – gar nicht weit vom Zentrum entfernt – findet sich beispielsweise in der Au. Am Mariahilfplatz findet drei Mal im Jahr die Auer Dult statt, Münchens ältester Jahrmarkt. Hier spürt man – noch – das unbeleckte München mit durchaus zählebigen Traditionen.

Die Maidult beginnt in der letzten Aprilwoche, die Jakobidult fängt Ende Juli an und die Kirchweihdult rundet das Jahr Mitte Oktober nach dem Ende des Oktoberfests ab. Die Dult wird immer samstags eröffnet und dauert jeweils neun Tage. Die Auer Dult bietet für alle Besucher etwas: Ob Kochlöffel, Patentgemüsehobel, neue Hosenträger oder einen XXL-Kochtopf – hier findet man all die kleinen und größeren Dinge, die man im täglichen Leben braucht. Neben Jahrmarktständen und Töpferwaren, Karussells und diversen kulinarischen Köstlichkeiten gibt es auch noch manche Rarität zu entdecken. In vier Verkaufsgassen findet man allerhand Trödel und Antiquitäten, die von alteingesessenen Tandlern aus München und Umgebung verkauft werden. Ursprünglich war eine Tult oder Dult ein Kirchenfest, das zu-



Oben: Schwabing, Künstlerlokal Simpl (SZ Photo)

Unten: Auer Dult (SZ-Photo / Knorr + Hirth)



Ludwig-Maximilians-Universität
(SZ-Photo / Scherl)

meist zu Ehren eines Heiligen stattfand. Am Rande eines solchen Festes wurden rings um die Kirche oft Verkaufsstände errichtet und allerlei Waren feilgeboten. So veränderte das Wort im Laufe der Zeit langsam seine Bedeutung und stand schließlich nicht mehr für „Kirchenfest“, sondern für „Jahrmarkt“. Im Mittelalter standen diese Märkte auch auswärtigen Händlern und Kaufleuten offen und dienten vor allem dem Umsatz von Fernhandelsgütern. Tuche, Pelze, Gewürze, Gold- und Silberwaren wurden hier verkauft und erst im 19. Jahrhundert wandelten sich die Märkte zu Verkaufsmessen der Klein- und Landkrämer. Auch die Gesundheitspfleger und das Amüsement gehörten dazu: Quacksalber und Gaukler, Zahnbrecher und Taschenspieler, reisende Ärzte und Marionettenspieler brachten das Volk zum Lachen oder Weinen. Ihre Auer Dult verdankt die Stadt München dem Kurfürsten Karl Theodor: Der zeigte sich 1796 bei einem Besuch in der Vorstadt Au beeindruckt von der schneidigen Parade der Auer Bürgerwehr und verlieh den Auern zum Dank das Recht, zweimal im Jahr einen Markt abzuhalten. So fanden ab 1799 jeweils im Mai und Oktober rund um die – damalige – Wallfahrtskirche Mariahilf die vielbesuchten Dulten statt. Die Au war damals noch ein eigenständiges Dorf vor den Toren Münchens und erst mit ihrer Eingemeindung im Jahr 1854 wurden die Dulten fester Bestandteil des Münchner Volksfestkalenders. Als dann 1905 die sommerliche Jakobidult vom Haidhauser Johannisplatz auf den Mariahilfplatz verlegt wurde, war das Dreigespann der Dulten, wie wir sie heute kennen, komplett.

U wie Universität

Das Wissen an der Universität wiegt 250 Tonnen. Zumindest symbolisch, in Form der Skulptur von Gregor Passens auf dem Campus des Biozentrums der LMU in Martinsried. Da sich das Wissen ja alle

paar Jahre verdoppelt, wird die Skulptur, die aus heißem Asphalt dort in Form gegossen wurde, irgendwann zu schwer für die Erde, den Erdmantel durchsinken und zum geschmolzenen Erdkern zurückkehren. Nur, im Gegensatz zum immateriellen, nicht virtuellen Wissen ist das Monument relativ statisch und nicht so dynamisch. Die nicht nur geistige Beweglichkeit, ist schon in der Geschichte der beiden großen Münchner Universitäten angelegt.

Die Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) wurde 1472 in Ingolstadt gegründet, zog 1800 auf kurfürstliches Geheiß nach Landshut um, um 26 Jahre später von König Ludwig I. nach München geholt zu werden. 1840 war endlich der Prachtbau von Friedrich von Gärtner an der Ludwigsstraße bezugsfertig. Kaum waren die Fakultäten etabliert, wurde der Raum schon wieder knapp. Die Naturwissenschaften waren auf dem Vormarsch und so wurde 1868 die Technische Hochschule (heute: Technische Universität München – TUM) begründet. Die hohe Qualität von Forschung und Lehre belegen eine Vielzahl von Nobelpreisträgern. Die Liste beginnt schon im ersten Jahr seiner Verleihung 1901 mit Wilhelm Conrad Röntgen, der 23 Jahre lang in München lehrte.

Die Konkurrenz zwischen LMU und TU gehört zum Lokalkolorit ähnlich wie diejenige zwischen dem FC Bayern und dem TSV 1860. Der letzte große Vergleich ging unentschieden aus, wurden doch beide bei der ersten „Exzellenz-Initiative“ 2006 als Elite-Universitäten ausgezeichnet (München erhielt damals zwei von den drei bundesweit vergebenen Ehren). Zusammen bilden diese beiden über drei Viertel der 88.000 Studenten in München aus. Wenn man die dritte große, die Hochschule (für angewandte Wissenschaften) München (früher: Fachhochschule) dazu nimmt, sind es sogar 90 Prozent. Die übrigen zehn Prozent verteilen sich auf weitere zehn Hochschulen, wie zum Beispiel die Akademie der Bildenden Künste, die Katholische Stiftungsfachhochschule oder die Universität der Bundeswehr. Zusammen mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen wie der Max-Planck-Gesellschaft, der Fraunhofer-Gesellschaft oder dem Helmholtz Zentrum beschäftigt die „Wissensindustrie“ im Großraum München ungefähr 200.000 Menschen. Die von der Wissenschaft unmittelbar angestoßene Wertschöpfung wird mit 1,6 Milliarden Euro jährlich beziffert. Das Wirkungsspektrum reicht wegen des Wissenstransfers und der dadurch in die regionale Entwicklung gegebenen Impulse weit darüber hinaus. Der Bologna-Prozess und die Ökonomisierung des Studiums fordern in München auch ihren Tribut; Exotenfächer (u. v. a. Musikpädagogik) werden eingestellt, trotz Studiengebühr drängen sich statt 20 über 50 Kommilitonen in Hauptseminaren und die Verschulung durch das Baukastensystem lässt der

„Figur des kreativen Intellektuellen, der ... nicht von fremdgesteuerten Geldströmen abhängig ist“ (Heiner Keupp), keinen Raum mehr.

V wie Viktualienmarkt

Ausgerechnet der TÜV Rheinland! Hätte man denn 2010 keine einheimische Firma beauftragen können, den Münchner Viktualienmarkt auf Herz und Nieren sowie auf Hygiene, Brand- und Arbeitsschutz zu untersuchen? Für 300.000 Euro? Vielleicht wäre deren Ergebnis ja weniger desaströs ausgefallen als das der Rheinländer. Nun aber lag die rheinische Studie vor, und die Münchner Lokalpresse, traditionell hysterisch, wenn es um Münchner Kronjuwelen geht, sah schon die Abrissbagger rollen.

Ein Juwel ist er ja auch, der Viktualienmarkt, und so beeilte man sich bei der Stadt, zu versichern, dass die anstehende Sanierung sehr behutsam und unter Einbeziehung der Marktleute vor sich gehen solle; sein althergebrachtes Gesicht werde der Markt auf alle Fälle behalten. Das möchte man aber auch stark hoffen in München, schließlich hatte man 205 Jahre Zeit, sich daran zu gewöhnen, seitdem König Max I. Joseph am 2. Mai 1807 verfügte, den alten Stadtmarkt vom Schrammelnplatz, dem heutigen Marienplatz, in das Gebiet zwischen Heiliggeistkirche, Frauenstraße und Alten Peter zu verlegen. Noch im 19. Jahrhundert wurde der Markt mehrfach erweitert und 1852 um die langgestreckte Schrammelnhalle ergänzt, die dem Großhandel diente, bis im Jahre 1912 die Münchner Großmarkthalle eröffnet wurde. 1932 brannte die „Schramme“ teilweise ab, und erst seit 2005 ist sie wieder eröffnet, betrieben bislang von wechselnden Pächtern mit wechselhaftem Erfolg. 1890 hatte der Viktualienmarkt dann seine heutige Größe erreicht und Handel wie Marktfrauen gediehen prächtig, bis die Luftangriffe des Zweiten Weltkriegs das ganze Areal in Trümmer legten. Die waren noch nicht beseitigt, als im Münchner Stadtrat Pläne entstanden, auf diesem wertvollen Grund in bester Lage Hochhäuser zu errichten – dem bis heute höchst lebendigen Münchner Instinkt folgend, alles zu versilbern, was nicht niet- und nagelfest ist, sei es gar der Viktualienmarkt. Ein Denkmal sollte man jenem städtischen Entscheidungsträger errichten, der diese Pläne vereitelt hat, oder, besser noch, einen Gedenkbrunnen, so einen wie jene, die auf dem Markt an die beliebtesten Volkssänger der Stadt erinnern. Karl Valentin, Liesl Karlstadt, Weiß Ferdl, Ida Schuhmacher, Elise Aulinger und der Roider Jackl sind da verewigt und es vergeht kein Tag, an dem ihre Standbilder nicht mit frischen Blumen geschmückt sind. Dafür sorgen schon die Münchner Markthändler. 135 sind es, die in den 119 festen Buden zu jeder Jahreszeit und Witterung feinste Lebensmittel aus aller Welt feilbieten, münchenerisch derb und zu durchaus fortschrittlichen Preisen. 5,6 Millionen Münchner



Viktualienmarkt
1910 (SZ Photo /
Scherl)

und Auswärtige besuchen den Markt jedes Jahr; manche um einzukaufen, manche nur zum Schauen und viele, um sich an einem der zahlreichen Imbissstände und Metzgereien mit einer Brotzeit zu versorgen, die dann in dem großen Marktbiergarten verzehrt werden kann.

Am Faschingsdienstag aber geht der Münchner auf den Viktualienmarkt, um zu feiern und die Marktfrauen tanzen zu sehen. Der TÜV Rheinland kann sich jetzt übrigens auch wieder sehen lassen.

W wie Wirtschaftsstandort

Der Großraum München umfasst neben der Landeshauptstadt die Landkreise Dachau, Ebersberg, Erding, Freising, Fürstenfeldbruck, Landsberg am Lech, München und Starnberg.

Wichtige Branchen sind unter anderem die Medienwirtschaft, Automobil- u. Maschinenbau, Biotechnologie, Gesundheitswirtschaft, Versicherungen, Luft- und Raumfahrttechnik und die IT-Industrie.

Viele bedeutende Unternehmen haben hier ihre Zentrale, darunter sieben im DAX-30 vertretene Konzerne (Allianz SE, BMW AG, Infineon Technologies AG, Linde AG, MAN SE, Munich Re AG und Siemens AG) sowie weitere bekannte Unternehmen wie EADS N.V., Kabel Deutschland Holding AG, ProSiebenSat.1 Media AG, Wacker Chemie AG und die Sixt AG.

Insgesamt gab es im Jahr 2010 in München rund 171.000 Gewerbebetriebe und mehr als 42.000 Freiberufler, mit jährlich mehr als 20.000 Existenzgründungen ist München auch eine der Gründerhochburgen in Deutschland.

Der Arbeitsmarkt im Großraum München umfasst ca. 1,6 Millionen Beschäftigte und wird in den nächsten Jahren voraussichtlich weiter wachsen.

Im Dezember 2011 gab es in München ca. 34.400 Arbeitslose, das entspricht einer Arbeitslosenrate von 4,6 % (Bundesdurchschnitt 6,6 %).

Am bundesweiten Durchschnittseinkommen gemessen gelten in München deutlich weniger Menschen als arm als im Bundesschnitt: 10,7 % (Berlin: 19,2 %, Leipzig: 26,4 %). Ausgehend vom durchschnittlichen Haushaltseinkommen in München ist die soziale Spaltung aber sehr groß: 18 % der Münchner verfügen über weniger als 60 % des Durchschnittseinkommens (durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen in München: 1.667 €).

Die hohen Lebenshaltungskosten in der deutschen Single-Hauptstadt sind natürlich vor allem ein Problem für Geringverdiener und Familien, so gehören z. B. die Mieten seit Jahren zu den höchsten in Deutschland. Münchner Mietpreise sind fast 60 % teurer als im Bundesdurchschnitt, die Bestandmieten sind mit 9,58 €/m² Kaltmiete die teuersten bundesweit (6,04 € im Bundesdurchschnitt), bei Neuvermietung beträgt die Miete im Mittel 12,64 €.

Der Bau von erschwinglichem Wohnraum in der Stadt und im Umland wird mit dem prognostizierten Bevölkerungswachstum voraussichtlich auch in den nächsten Jahren nicht schritthalten können, so dass die Lage am Wohnungsmarkt weiterhin schwierig bleiben wird.

Ein weiteres Problem ist der mit dem Wachstum verbundene Verkehr. Jeden Werktag pendelten im Jahr 2010 mehr als 318.000 Beschäftigte in die Stadt, gleichzeitig fuhren täglich 130.000 Münchner zur Arbeit ins Umland. Über das ganze Jahr verteilt stockte oder stand in 25 % der Hauptverkehrsstraßen der Autoverkehr, damit hatte München die höchste „Stop-and-Go-Quote“ aller deutschen Städte.

Allerdings werden in München neben dem Auto auch andere Verkehrsmittel intensiv genutzt, allein 21 % der Wege werden in der Stadt mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurückgelegt, in keinem anderen Ballungsraum fahren so viele Menschen mit Bus oder Bahn, radeln oder gehen zu Fuß. Trotz des in den letzten Jahren erfolgten Ausbaus von Straßenbahn- und U-Bahnlinien sowie Busbeschleunigungsprogrammen haben die Nutzer des ÖPNV zu Stoßzeiten mit chronischer Überfüllung zu kämpfen.

Trotz dieser und anderer Schattenseiten des anhaltenden wirtschaftlichen Booms wird München aber regelmäßig in Umfragen und Studien zu einer der lebenswertesten Städte Deutschlands und weltweit gezählt.

X wie X-Cess

Als Angangsbuchstabe ist das „X“ auch in München rar. Aber dieser Umstand gibt uns die Gelegenheit, kurz das Münchner Nachtleben zu beleuchten. Mittlerweile blüht auch hier die Vielfalt, nachdem die Sperrzeiten liberalisiert wurden. Für jeden Geschmack ist etwas dabei, von der Studentenkneipe über Bars, Clubs, Musikschuppen, Discoteken bis hin zu den Nachtcafés. Das Münchner

Nachtleben ist bunt, vielgestaltig und etwas unübersichtlich, und die Verfasser dieser Zeilen müssen gestehen, dass die Nächte, in denen sie bescheidener Teil davon waren, schon etliche Jahre (manche sagen Äonen) zurückliegen. Daher kann hier über das mannigfaltige Angebot, das München dem juvenilen Nachtschwärmer bietet, leider nicht aus eigenem Augenschein berichtet werden. Eine Ausnahme bildet das X-Cess, ein Club, der auf die Aufbietung eines Türstehers verzichtet, was in München nicht selbstverständlich ist. Das X-Cess war ursprünglich in einem ehemaligen Dönerrestaurant im Glockenbachviertel beheimatet und seinen mythischen Ruf verdankt es nicht zuletzt der familiären Atmosphäre, die sich dort auf einer Fläche von ca. 18 Quadratmetern Abend für Abend zwischen den etwa 100 Gästen entspannt. Seele, Nestor und Spiritus Rector des Clubs ist Wirt und Faktotum Isi Ylmaz, ein türkischer Selfmademan und Maître de Plaisir, der, angetan mit einer enormen russischen Generalsmütze, jeden der Gäste persönlich und mit Namen begrüßt, speziell jedoch diejenigen weiblichen Geschlechts. Keine dieser von ihm so genannten „Süssies“ schafft es, über die Schwelle des Lokals zu treten, ohne von Isi Ylmaz einen Lolly und ein Bussi verehrt zu bekommen. Begehrt bei den männlichen Besuchern, von ihm „Bubsies“ genannt, ist hingegen vor allem das DJ-Pult. Dies steht nämlich an jedem Tag der Woche den Gästen zur Verfügung und die Warteliste, in die sich die Hobby-DJs eintragen, erstreckt sich über viele Monate. Sei es, wie es sei, diese und andere Besonderheiten verliehen dem X-Cess einen Ruf, der bis in

Wohin in
München?
Auskunftstafel
um die Jahrhun-
dertwende (SZ
Photo / Scherl)



den Reisetil der New York Times und das München-Kapitel des „Lonley Planet“ hallte.

2011 wurde der Mietvertrag des Clubs gekündigt und so sah Isi Ylmaz sich gezwungen, einem Münchner Trend zu folgen – und vom Glockenbachviertel in die Sonnenstraße umzuziehen. Dort, wo sich einige Jahre zuvor nach Mitternacht Fuchs und Hase gute Nacht gesagt hatten, konzentriert sich heute ein nicht geringer Teil des Münchner Nachtlebens. Ein kürzlich erfolgter Kontrollbesuch bestätigte, dass Isi Ylmaz jedenfalls dort glänzend angekommen ist und „Süssies“ wie „Bubsies“ ihm nach wie vor dankbar die Treue halten, obwohl – wie gesagt – die Clubszene schnelllebig ist.

Für wen die Clubszene doch nicht das Richtige ist, keine Sorge, der Ausgehfreudige findet reichlich Alternativen. Allein in der Altstadt (mit Lehel) gibt es mehr als 500 Lokale.

Y wie „Y“ in Bayern

Die Schreibweise „Bayern“ geht auf den Wunsch von König Ludwig I. zurück, der 1825 verfügte, „Baiern“ einheitlich mit dem Ypsilon zu schreiben. Das aus dem Griechischen stammende Ypsilon hielt man für elegant und gebildet. Nun wollen wir hier kein y für ein i vormachen. So wäre es falsch, die Sprache mit dem Staat Bayern gleichzusetzen. Und da beginnt die Verwirrung, und zwar mit den Begriffen „Bairisch“ und „Bayerisch“. Die Schreibweise ohne „y“ wird verwendet, wenn es um den Stamm der Baiern, der Bajuwaren und deren Sprache geht, wozu – sprachlich wohlgeordnet – auch Österreich und das italienische Südtirol gehören. So reicht das „Südbairische“ – als Sprache – bis in das österreichische Graz.

Der bairische Sprachraum schließt hingegen mit Schwaben und Franken weite Teile des Landes aus. „Bayerisch“ bezieht sich auf den Freistaat Bayern. Hier wird eben nicht nur bairisch wie in Altbayern (Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz), sondern auch schwäbisch-alemannisch und ostfränkisch gesprochen. Kurzum: Die bayerischen Schwaben und Franken sind „Bayern“, aber keine „Baiern“. Oder mit anderen Worten zusammenfassend: „Bairisch“ ist ein Begriff aus der Dialektologie bzw. der Sprachwissenschaft, „bayerisch“ ein politisch-geographischer Begriff.

Auf dem Land lebt noch der Dialekt und die regionale Vielfalt des Bairischen. Auch im Münchner Landkreis wird Dialekt gesprochen, lässt aber schwer nach. In München ist die Mundart massiv bedroht.

Sprachwissenschaftler haben nachgewiesen, dass das Bairisch in München ausstirbt. Immer weniger junge Leute beherrschen den Münchner Dialekt, eine klanglich einnehmende Spielart des Mittelbairischen. Sprachgeschichtlich ist das Münchnerisch eine eigene Dialektvariante, die sich im 19. Jahrhundert durch eine mildere Form vom Umland unter-



schied. Mundartkundige Münchner werden daher frohlockend als „Isar-Preißn“ (Isar-Preußen) bezeichnet.

Königsplatz mit der Glyptothek und den Propyläen (SZ Photo / Scherl)

Z wie Institut für Zeitgeschichte und das NS-Dokumentationszentrum

Das Münchner „Institut für Zeitgeschichte“, wie es seit 1952 heißt, ist hervorgegangen aus langjährigen Bemühungen, die Erforschung der nationalsozialistischen Diktatur auf eine zuverlässige Grundlage zu stellen. Die Pläne dafür reichen bis ins Jahr 1945 zurück. Aber erst 1950 konnte der damalige Bundesinnenminister Gustav Heinemann die Satzung eines „Deutschen Instituts für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit“ unterzeichnen. Das Institut ist inzwischen eine Öffentliche Stiftung des bürgerlichen Rechts, in deren Stiftungsrat die Länder Bayern, Baden-Württemberg, Hessen, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen vertreten sind. Neben der nationalsozialistischen Vergangenheit widmen sich die wissenschaftlichen Mitarbeiter der Forschungseinrichtung heute auch der Erforschung der Nachkriegszeit. Der Begriff Zeitgeschichte, ehemals durchaus mit dem Odium des Unwissenschaftlichen behaftet, ist durch die Arbeit des Instituts längst respektabel etabliert. Dazu haben wichtige Publikationsreihen der Münchner Historiker ebenso beigetragen wie die seit 1953 erscheinenden „Vierteljahresshäfte für Zeitgeschichte“. Besonders durch Martin Broszat – Direktor des Instituts seit 1972 – wurde es auch einer breiteren interessierten Öffentlichkeit bekannt, nicht zuletzt auch deswegen, da er mit seinen Faschismus-Thesen den Historikerstreit der achtziger Jahre anzettelte.

Am 7. November 1989 fand die akademische Trauerfeier für den verstorbenen Martin Broszat statt, zwei Tage vor dem Fall der Mauer. Und so kam es, dass gerade in der Phase der Ausweitung der Aufgaben der bisher stellvertretende Direktor Ludolf Herbst die Geschäfte führte. Im Frühjahr 1990 nahm die Außenstelle im Auswärtigen Amt die Arbeit auf (bis 2000 in Bonn, seither in Berlin-Mitte), die das

Schriftgut im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes durchforstet, diese kommentiert und unmittelbar nach Ablauf der 30-Jahre-Sperrfrist in Jahrbänden publiziert. Darüber hinaus liefen die Vorbereitungen an für eine weitere Außenstelle zur SBZ / DDR-Forschung in unmittelbarer Nähe zum Bundesarchiv (von 1994 bis 1996 in Potsdam, seither in Berlin-Lichterfelde). 1999 wurde dann noch bei Berchtesgaden die Dokumentation Obersalzberg eröffnet, die eine umfassende Zusammenschau des Gräuelfregimes der Nationalsozialisten zeigt, die aber auch auf die Bedeutung des Obersalzbergs als zweites Machtzentrum in der NS-Zeit eingeht. Zusätzlich werden seit einigen Jahren Sonderausstellungen angeboten.

Im April 1992 übernahm der Neuhistoriker Horst Möller die Leitung des Instituts. Am 1. April 2011 ging dieses Amt an dessen ehemaligen Doktoranden Andreas Wirsching. Mit zwei neuen Forschungsthemen möchte Wirsching das IfZ wieder stärker in die öffentliche Wahrnehmung rücken, dem Wandel der Wissensgesellschaft sowie mit dem Thema Enttäuschung: Hauptsächlich geht es ihm darum zu analysieren, wann und wie Hoffnung und Erwartung nach großen historischen Zäsuren in Enttäuschung umschlägt.

Einzigartig ist das Institut an der Leonrodstraße auch durch seine Kombination von Forschungsbereich mit einem Archiv sowie einer Bibliothek, der weltweit bedeutendsten Spezialbibliothek für die Geschichte des Nationalsozialismus. Beide Einrichtungen sind öffentlich zugänglich, und jedes Jahr vertiefen sich mehrere Tausend Nutzer in die insgesamt 170.000 Bände und Mikrofiches der Bibliothek sowie in die Bestände des Archivs in einem eigenen Anbau. Unter anderem enthält das Archiv neben den Unterlagen der Münchner NSDAP-Zentrale auch die Akten der Nürnberger Prozesse. 74.000 Blatt Gerichtsakten über die Prozesse gegen 6.030 deutsche Widerstandskämpfer sowie Befragungsprotokolle von 3.000 Zeitzeugen aus dem Dritten Reich. Ferner wurden dem Archiv viele Nachlässe anvertraut, etwa jener des früheren bayerischen Ministerpräsidenten Wilhelm Hoegner.

Eine ganz andere Lücke im Umgang mit der NS-Zeit will das NS-Dokumentationszentrum an der Brienerstraße (Königsplatz) schließen.

Denn die Stadt München selbst ist immer noch eine Erinnerungslücke. Während rundherum, in Dachau, Nürnberg, Flossenbürg und dem Obersalzberg die Verbrechen des Nationalsozialismus dokumentiert werden, fehlen hier in München immer noch sichtbare Hinweise, die an die Orte der NS-Vergangenheit erinnern – und zwar gerade an die Täter-Orte. Die einstige „Hauptstadt der Bewegung“ zeichnet sich durch eine erhebliche Zahl solcher Täter-Orte aus, die den Münchnern vor, während und

auch nach der Nazizeit sehr wohl vertraut waren.

Entschiedenster Vorreiter – in einer langen Debatte – für ein NS-Dokumentationszentrum ist der Münchner Architekturhistoriker Winfried Nerdinger. „Es müsse endlich deutlich werden“, so Nerdinger, „dass München schon in den 20er Jahren Hauptstadt einer ganz Europa verändernden Bewegung“ gewesen sei. Aber weder die Münchner noch die Besucher der Isarmetropole erfahren bislang „im öffentlichen Raum irgendetwas über Münchens Rolle in der NS-Zeit. Es genügt nicht, mit Tafeln oder Kunstwerken an die Opfer und Widerstandskämpfer zu erinnern und die Täter sowie die Gesellschaft, aus der die Täter hervorgingen, auszuklammern. Zum Gedenken der Nachgeborenen gehört die kritische Aufklärung über kausale Zusammenhänge, und die kann am besten in einer Dokumentationsstelle im Bereich des zentralen Münchner Täter-Ortes, also im Umfeld der Ehrentempel und des Braunen Hauses erfolgen.“

Inzwischen ist das Grundkonzept, das von Marita Krauss, von Hans Günter Hockerts, Peter Longrich und Winfried Nerdinger entwickelt wurde, für das geplante NS-Dokumentationszentrum an der Briener Straße im Kulturausschuss einstimmig angenommen worden. Damit ist der Weg frei für die Erstellung eines detaillierten Ausstellungsdrehbuchs, das nach Angaben von Kulturreferent Hans-Georg Küppers bis Ende des Jahres erarbeitet werden soll. „Es wäre schön, wenn das NS-Dokuzentrum im Frühjahr 2014 eröffnet werden könnte“, aber es werde „keinerlei Druck“ in dieser Hinsicht ausgeübt, betonte Küppers. Sorgfalt gehe vor Schnelligkeit.

Am 9. März ist nun die Grundsteinlegung. Das NS-Dokumentationszentrum wird vor allem der Frage nachgehen, warum es gerade München war, in dem das NS-Regime so erstarkt ist. •